Ostdorfer Studien

Friedrich Veit (of Ostdorf.), of Ostdorf Friedrich ...

Digitized by Google

8263
49.4
WIDENER LIBRARY
HX 5MXR 8

Digitized by Google

8263.49.4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND SUBSCRIBED
FOR THE PURCHASE OF BOOKS
AND OTHER MATERIAL FOR
PURPOSES OF INSTRUCTION
IN GERMAN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ostdorfer Studien.

III.

Von

Friedrich Veit.

Tübingen.
Buchdruckerei von G. Schnürlen.
1902.

Digitized by Google

8263.49.4

HARVARD COLLEGE LIBRARY
GERMAN DEPARTMENT FUND
Sept 6, 1935

Digitized by Google

Meinem lieben Vater

Karl Veit

Pfarrer in Ostdorf

1893—1902

zum Abschied von Ostdorf

gewidmet.

در کوي نيکنامي مارا کذر ندادند
کر تو نميپسندي تغيير کن قضارا

Hafis.

Digitized by Google

Vorwort.

Viel länger, als mir lieb ist, hat das vorliegende dritte Heft der Ostdorfer Studien auf sich warten lassen. Durch mancherlei Zwischenfälle und Widerwärtigkeiten, vor allem aber auch durch den ein paar Mal sich geltend machenden Wunsch, gewisse mundartliche Eigentümlichkeiten durch eigene Aufnahmen bis an ihre Grenze zu verfolgen, wurde der Fortschritt des Druckes gelegentlich auf Wochen, ja jelbst auf Monate gehemmt. Eben daher rühren auch die Widersprüche, die etwa an einzelnen Stellen hervortreten mögen: durch die Ausbeute meiner Exkursionen sah ich mich auch noch während des Drucks immer wider genötigt, meine Theorien in dem einen oder andern Punkte zu modifizieren.

Aus demselben Grunde befriedigt mich schon jetzt durchaus nicht mehr alles, was in den ersten Bogen dieses Heftes gedruckt ist. Insbesondere gilt dies von dem, was ich dort über die „Nasalverdichtung“ gesagt habe: es war mir unmöglich, auf Grund des bisher publizierten dürftigen Materials zu einer einigermaßen sicheren Beurteilung dieser Erscheinung zu gelangen; und eigene Aufnahmen an dem, für mich doch ziemlich entlegenen, oberschwäbischen Herde jenes Lautwandels hätten mehr Zeit gekostet, als ich zunächst dafür aufwenden konnte [1]). Ich will unter diesen Um-

1) Durch die Güte meines in Ravensburg lebenden Onkels, dem auch an dieser Stelle dafür herzlich gedankt sei, giengen mir noch in letzter Stunde einige Notizen über diesen Gegenstand zu; doch konnte ich sie wegen des bereits zu weit fortgeschrittenen Druckes nur zum kleinsten Teile noch nutzbar machen.

Digitized by Google

ständen froh sein, wenn sich meine Auffassung in diesem Punkt nur wenigstens in den Grundzügen als richtig erweist; im einzelnen bleibt hier — eben weil die zentralen Mundarten noch nicht genügend erforscht sind — auch für unsere an der Peripherie liegenden Dialekte noch sehr, sehr viel zu thun.

Ich will nicht unterlassen, an dieser Stelle auf einige Schwächen meiner Arbeit hinzuweisen, deren ich mir selbst sehr wohl bewußt bin, ohne daß ich jedoch im Stande wäre, ihnen abzuhelfen.

Vor allem betrachte ich die Art, wie ich die Grenzen bezeichnet habe, selbst nur als einen Notbehelf: Kartenskizzen wären da natürlich weit vorzuziehen gewesen; allein das hätte die Kosten unverhältnismäßig erhöht, zumal für mich, der ich, als schlechter Zeichner, das wenigste hätte selbst machen können. Übrigens wird jeder, der gerade hieran ein spezielles Interesse hat, sich leicht dadurch helfen können, daß er sich auf Grund meiner Angaben selbst Skizzen anfertigt: er braucht dabei nur die als „Vorposten" einer Erscheinung genannten Orte in der Weise durch gerade Linien zu verbinden, daß sie eben noch in das betreffende Gebiet fallen, und dabei die durch vorgesetztes „nicht" bezeichneten Dörfer durch eine Einbuchtung nach innen zu umgehn. Wo sich etwa Zweifel ergeben, ob die Grenzlinie rechts oder links an dem einen oder andern Orte vorbeizuführen sei, da werde ich im allgemeinen selbst unsicher gewesen sein [1]). Ich verspreche übrigens, sobald auch mir einmal öffentliche Mittel für meine Publikationen zur Verfügung stehn sollten, nicht minder schöne, papageibunte Karten zu liefern, als etwa Haag oder Fischer.

Weiter werden es wohl manche störend empfinden, daß ich bei der Polemik gegen Haag bald seine, bald meine eigene Ortho-

1) Die Notizen über einige ostschwäbische Mundarten, auf die im vorliegenden Heft gelegentlich Bezug genommen ist, habe ich im vorigen Herbst von hier einquartierten Soldaten eines Ulmer Regiments erfragt. Irgend eine genaue Grenze läßt sich mit Hilfe derselben natürlich nicht gewinnen; sie sollen vielmehr nur als vorläufige Stützpunkte für spätere, eingehendere Untersuchungen an Ort und Stelle dienen.

Digitized by Google

graphie angewandt habe. Ich habe das Verwirrende dieses Verfahrens selbst gefühlt, ohne es indes ganz vermeiden zu können. Überhaupt lief ich, durch den fortwährenden Zwang, die Dinge immer wider auch von Haag's Standpunkt aus zu betrachten, mehrmals Gefahr, in meiner eigenen, sonst durchaus klaren Auffassung der in Betracht kommenden Lautverhältnisse konfus zu werden.

Durch die große Ausdehnung, welche die Abhandlung über die Vokaldehnung gewonnen hat, sah ich mich gezwungen, mancherlei, was eigentlich noch in diesem Heft hätte Platz finden sollen, für das nächste zurückzustellen, so u. a. auch weitere Nachträge zu den bisher erschienenen Lieferungen von Fischer's Schwäbischem Wörterbuch. Am meisten bedaure ich, daß von demselben Schicksal auch einiges volkskundliche und ortsgeschichtliche Material betroffen wurde, das ich für diesmal bereitgestellt hatte; um so mehr, als es — infolge einer Wendung, die meine Verhältnisse in neuester Zeit genommen haben — heute überhaupt zweifelhaft erscheint, ob ich mein seinerzeit gegebenes Versprechen, ortsgeschichtliche Beiträge in größerem Umfang zu veröffentlichen, jemals werde einlösen können. Es wird dies davon abhängen, ob mir die Benützung der alten Register und Urkunden der hiesigen Pfarr-Registratur von zuständiger Seite auch fernerhin gestattet werden wird. Wo nicht, so muß ich meine umfangreichen und breit angelegten Studien über altostdorfische Familiengeschichte, insbesondere auch über die Fluktuation der Bevölkerung im 16. und 17. Jahrhundert, unvollendet liegen lassen. Ich konnte diesen zeitraubenden, augenverderbenden und natürlich stellenweise höchst eintönigen Arbeiten, die übrigens auch für den Nationalökonomen wohl von mehr als einem Gesichtspunkt aus ein Interesse hätten, nur einen Bruchteil meiner Zeit widmen, und habe daher leider versäumt, sie rechtzeitig wenigstens zu einem gewissen Abschluß zu bringen.

An Besprechungen der beiden ersten Hefte meiner „Studien" ist mir — von bloßen Inhaltsangaben abgesehen — bisher nur

Digitized by Google

eine einzige zu Gesicht gekommen: je rascher so ein unbequemer Nörgler, wie ich, der Vergessenheit anheimfällt, desto besser. Überhaupt wäre dieses Ziel wohl schon längst erreicht — si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere, sagt Tacitus, dessen Zeitalter in so manchen Stücken dem unsrigen gleicht.

Die erwähnte Rezension, die sich — abgesehen von dem Schlußpassus — wenigstens bemüht, gerecht zu sein, findet sich in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten II, 282 ff. und stammt von einem Herrn Othmar Meisinger. In speziell mundartlichen Fragen — und gerade in diesen ist dem Bearbeiter der Rappenauer Mundart Sachkenntnis und Erfahrung wohl nicht abzusprechen — stimmt mir der Kritiker fast durchaus bei[1]), sogar da, wo ich selbst inzwischen anderer Ansicht geworden bin, wie z. B. bei der Theorie von der Ersatzdehnung (vgl. im vorliegenden Heft S. 99). Dagegen bleibt mir das obligate Gezeter über meine Transkription (sic!) natürlich nicht erspart, wobei ich mir nur zu bemerken erlaube, daß Herr Meisinger schwerlich beurteilen kann, ob meine Schreibweise „praktisch" ist: wie oft hat er sich denn ihrer schon bedient? Und wenn Meisinger weiter an meinen Etymologien allerlei auszusetzen findet, so zeigt er damit nur, daß er auf diesem Gebiet weniger zu Hause ist. Was speziell unser migä, mige betrifft, so gestatte ich mir, ihn auf folgende Gesichtspunkte aufmerksam zu machen:

1) Wenn unser Wortstamm mig- aus dem Französischen entlehnt wäre, so müßte er doch wohl als Substantiv herübergenommen sein; nun ist aber unser mige mit seiner — aus dem Französischen nicht zu erklärenden — Endung -e < mhd. -i so deutlich ein Nomen instrumenti[2]) zu dem Verbum migä (also eine einheimische Bildung), daß wir unbedingt letzteres als das Grundwort betrachten müssen.

2) Das Wort „Influenza" hat sich freilich allerlei volksetymo-

1) Vgl. auch in diesem Heft S. 88 Anm. 1.

2) Vgl. z. B. reibe f. Hanfreibe u. a. m.

Digitized by Google

logische Umbildungen gefallen lassen müssen, aber doch kaum eine so starke Verkürzung, wie sie in mige < mécanique vorliegen würde. Außerdem wüßte ich auch nicht, an welchen einheimischen Stamm mige bei uns volksetymologisch anzulehnen wäre [1]).

3) Weiter bleibt noch zu untersuchen, ob mécanique überhaupt in irgend einer französischen Mundart in der Bedeutung „Bremse" vorkommt; in der französischen Schriftsprache ist das meines Wissens nicht der Fall.

4) Endlich wäre es auch von Interesse, die — sicher vorhandene — geographische Grenzlinie zwischen „Mick" und „Mekenick" oder dgl. zu kennen. Mir ist a priori wahrscheinlich, daß letztere Form als ein mehr oder weniger breiter Streifen die deutsch-französische Sprachgrenze durch's Pfälzische und Elsässische hindurch begleitet. Deshalb braucht sie dann aber noch lange nicht aus den französischen Nachbarmundarten entlehnt zu sein. Ich bin vielmehr eher geneigt, gerade in „Mekenick" ꝛc. die Spuren einer Abart der Volksetymologie zu sehen, nämlich der dem höheren, sogen. „gebildeten" Pöbel innewohnenden Tendenz, ihm unverständliche, wenn auch noch so gut deutsche Wörter an das Lateinische oder Französische anzulehnen, auf dessen Kenntnis er sich so viel zu gute thut. Dem pfälzer und besonders dem französelnden elsässer Spießbürger sieht so etwas durchaus ähnlich.

Bis auf weiteres sehe ich unter diesen Umständen jedenfalls keine Veranlassung, meine Etymologie des fraglichen Wortes fallen zu lassen.

Wenn aber zum Schlusse der Herr Rezensent sich noch bemüßigt findet, mich wegen meiner „persönlichen Ausfälle" zu tadeln, so ahnt er wohl kaum, welches Kompliment er gerade mir durch den Vergleich mit den „Schopenhauerschen Expektorationen" gemacht hat: möchte doch auch sonst recht vieles in meinen Schriften

1) An unser mug f. Mücke, auf das ich Ofld. Stud. II, 25 Anm. 1 hingewiesen habe, kann des dort mangelnden Umlauts halber doch kaum gedacht werden.

Digitized by Google

an den großen Pessimisten erinnern! Herr Meisinger wird schon aus dem vorliegenden Hefte zur Genüge ersehen, wie wenig er mit seinem „Wunsch“ Eindruck auf mich gemacht hat. Auch in Zukunft werde ich mir von ihm und seinen Gönnern und Gesinnungsgenossen nicht verbieten lassen, jederzeit, wenn ich es für angebracht halte, selbst über den einflußreichsten Fakultäts-Häuptling meines Herzens Meinung zu offenbaren:

کرچه بدنامیست نزد عاقلان
ما نمی‌خواهیم ننگ و نام را

Ostdorf, den 24. September 1902.

Friedrich Veit.

Digitized by Google

1. Mhd. ir, ür > ostd. ur.

Vielleicht die am meisten charakteristische Eigentümlichkeit unserer Mundart ist die Entwicklung von mhd. ir und ür zu ur.

Daß in unserer Gegend mhd. ür vielfach durch ur vertreten ist, wird schon 1880 in der „Beschreibung des Oberamts Balingen", S. 137 f. angegeben; aber noch Fischer (Geogr. S. 74) scheint darin lediglich ein Unterbleiben des Umlauts[1]), nicht aber einen Lautwandel ür > ur zu sehen. Und daß bei uns ur auch für mhd. ir erscheint, erwähnt weder die Oberamtsbeschreibung, noch Kauffmann, der sich doch der Hoffnung hingibt[2]), „alle Lautschattierungen der schwäbischen Mundart sei es an diesem oder jenem Orte verzeichnet zu haben", noch Fischer, welcher (Geogr. S. 27) ein ur < ir nur „um die Donau und s. davon" kennt[3]) und im übrigen der Ansicht ist, daß dies dort „sicher . . . einen dumpfen Indifferenzlaut bezeichnen soll."[4])

---

1) Bei mürb, dem einzigen derartigen Fall, der in Fischer's Fragebogen und Karten enthalten ist, scheint eine solche Auffassung ja auch wenigstens teilweise zuzutreffen (vgl. unten S. 6 ff.). Aber dieses Beispiel ist eben als einziges für die betreffende Erscheinung nicht glücklich gewählt: hätte Fischer außerdem wenigstens noch eines der durch die Oberamtsbeschreibung an die Hand gegebenen Wörter dürr, schüren, fürchten in seinen Fragebogen aufgenommen, so hätte ihn der hier ganz abweichende Grenzverlauf vielleicht stutzig gemacht und auf die richtige Spur geführt.

2) Geschichte der schwäb. Mundart S. XV.

3) Auch dies beruht wider auf dem unglücklichen Zufall, daß unter den hierher gehörigen Wörtern gerade die drei von Fischer in seinen Fragebogen aufgenommenen (Wirt, Kirsche, Kirche) nirgends mehr in unserem Gebiet die lautgesetzliche Form aufweisen (vgl. unten S. 5; für „Kirsche" tritt bei uns bekanntlich „Kriese" ein).

4) Ob diese Ansicht für jene Gegend zutreffend ist, kann ich nicht entscheiden.

Digitized by Google

Auf unsern Lautwandel ir > ur ist, soweit ich sehe, zuerst von mir hingewiesen worden, und zwar in eben jenem Aufsatz in den „Blättern des Schwäb. Albvereins“ (X, 76), von dem Herr Bohnenberger (vgl. Ostd. Stud. II, S. 52) „einen gewissen Abstand“ herstellen zu sollen glaubte. Hernach hat dann Haag (Baarmundarten S. 67), dem natürlich nicht zugemutet werden konnte, die Arbeit eines — nach Herrn Bohnenberger's Ansicht — wissenschaftlich Unmündigen zu kennen oder gar zu zitieren, den fraglichen Lautwandel als „R-Weitung“ verzapft. Daß die Entwicklung von i zu u eine „Weitung“ bedeute, ist eine bemerkenswerte Entdeckung, für welche die Lautphysiologie Herrn Professor Dr. Haag zu Danke verpflichtet ist.

Folgende Regeln lassen sich für Ostdorf aufstellen:

1) Mhd. ür erscheint als ur, einerlei ob auf das r noch ein weiterer Konsonant folgt oder nicht: es heißt also z. B. nicht bloß dur dürr, furbă kehren, fegen, šurfă schürfen, wurgă würgen, burg m. Bürge, frzurnă erzürnen[1]), fúxă fürchten[2]), büšdă f. Bürste, büšdă bürsten, düšdă dürsten[3]), uf-bürdă aufbürden, šdúză „stürzen“[4]), sondern auch dúr f. Thür, fúr für[5]), šúră schüren.

2) Mhd. ir erscheint als ur, jedoch nur, wenn auf das ir noch ein weiterer Konsonant folgt bzw. folgte: also z. B. ur irre, frură verirren, gšur n. Geschirr, wurbl m. (Knochen-)Wirbel[6]), zwurbl m.

1) Dazu frzurnd = entzweit: se send frzurnd sie sind „nicht gut“ mit einander.

2) Vgl. Ostd. Stud. I, S. 21, wo leider das Zitat „Kauffmann, Gesch. § 149 A. 2“ fehlt. Reflexivisch wird fúxă — logisch richtiger als in der Schriftsprache — mit dem Dativ verbunden: dr fúxd m er fürchtet sich. — Das Adjektiv fúxdig hat in Nachbarorten (z. B. Geislingen) auch die Bedeutung „fürchterlich“: unter einem fúxdigă buobă versteht man dort also etwa ein enfant terrible.

3) Nur unpersönlich: s düšd me es dürstet mich.

4) Vgl. Ostd. Stud. I, S. 19 oben.

5) Dazu füše vorwärts < mhd. vür-sich; füre hervor < mhd. vürhin. Das mit letzterem Adverb zusammengesetzte Verbum füre-sizä ist ein term. techn. der „Lichtstube“, wo die zu Besuch kommenden Burschen, die sich anfangs mehr im Hintergrund halten, bei vorgerückter Stunde und Stimmung an den Tisch zu den Mädchen füresizäd.

6) Das Wort wird besonders von den dicken Enden der Arm- und Bein-Knochen gebraucht.

Digitized by Google

(Haar-)Wirbel [1]), ōākurmle n. Eichhörnchen [2]), burk f. Birke, ǣwurkă „einwirken“ [3]), hurn n. Hirn, ŝdurnă f. Stirn, zwurnă zwirnen, hûrd m. Hirte, würdl m. Wirtel, šmûză „schmerzen“ [4]); ferner im Sing. Ind. Präs. und 2. Sing. Imperat. der starken Verba III [5]): ŝdurb — ŝdurbŝd — ŝdurbd zu ŝdearbă sterben, frdurb — frdurbŝd — frdurbd zu frdearbă verderben (intranſ.), wurf — wurfŝd —

---

1) Daß dieſes Wort mit dem vorigen irgendwie in etymologiſchem Zuſammenhang ſteht, wird mir keine komparative alte Jungfer ausreden, wenn ich auch über die Art des Zuſammenhangs vorläufig keine Vermutung zu äußern wage. Übrigens ſtellt ſelbſt der berühmte Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) nhd. „zwitſchern“ neben dän. qviddre (= ſchwed. kvittra: vgl. Noreen, Abriß d. urgerm. Lautl. § 57 Anm. 2).

2) Dieſem etymologiſch unklaren Wort dürfte ein ahd. *aiccihirn < weſtgerm. *aikkwirn- zu Grunde liegen. Die Naſalierung der erſten Silbe beruht wohl auf volksetymologiſcher Anlehnung an ōă ‚ein‘: vgl. Oſtd. Stud. II, S. 45, 7 ff. Ebenſo iſt vielleicht das m am Schluß auf frühzeitige Beeinfluſſung durch mhd. harme „Wieſel“ zurückzuführen, eine Vermutung, für die auch das inlautende k (= g + h) anſtatt des zu erwartenden g (vgl. z. B. degă < mhd. decchen) zu ſprechen ſcheint. Als urſprünglicher Vokal der zweiten Silbe iſt für unſere Form i — wie bei agſ. ácweorna — anzunehmen; denn der vorhergehnde gutturale Verſchlußlaut ſetzt eine ahd. Affrikata (cch) voraus, während ein urgerm. *aikwurn- über weſtgerm. *aikurn zu ahd. *aihhurn bzw. aihhorn (mit Spirans) hätte führen müſſen. — Dagegen beruht wohl auf dieſer letzteren Form das heute dem Süden eigentümliche ōaxple bzw. oexple (äußerſte Vorpoſten gegen N.: Heiligenzimmern, Dormettingen, Roßwangen, Hauſen a. Thann, Oberdigisheim, Hartheim, Lautlingen, Winterlingen, Harthauſen a. d. Scheer). — Im Norden (Hohenzollern und OA. Rottenburg) herrſcht ōaxbi(r)nle, während gerade in unſerer Gegend ſehr mannigfaltige Formen auftreten; als beſonders merkwürdig erwähne ich ōaxkendle in Truchtelfingen OA. Balingen.

3) Nur in der Verbindung: dă dōag ǣwurkă d. h. den Brotteig aus der Mulde in die ſtrohgeflochtenen Backkörbchen (lōabgrēdle) füllen.

4) Das Wort wird vorwiegend von dem Brennen der Schrunden und ähnlicher Hautwunden gebraucht.

5) Es verdient, erwähnt zu werden, daß ſich in einzelnen Orten des Oberamts Rottenburg das ſchwache Verbum „fürchten“ durch dieſe Klaſſe beeinflußt zeigt. So lautet z. B. in Weiler der Ind. Präſ. furx, furxŝd, furxd; fərxe, fərxăd, fərxăd. Dagegen in Bühl, wo ſich kein ur < ür mehr findet: firx, firxŝd, firxd; fərxe u. ſ. f. Infinitiv (in beiden Orten): fərxă. — Ähnliches kenne ich übrigens auch aus Langenau OA. Ulm.

Digitized by Google

wurfd zu wearfă werfen [1]). Dagegen heißt es stets: mier mir, wir, dier dir, ier ihr (2. Plur.), ieră ihr (3. Sing. Fem.), bier f. Birne, šmieră schmieren u. s. f.

Der ursprüngliche, lautgesetzliche Zustand erleidet indes in der heutigen Mundart mancherlei Ausnahmen.

Zunächst einmal ist, nach dem Erlöschen des uns beschäftigenden Lautwandels, der Umlaut u:i innerhalb gewisser formaler Gruppen auch in die Lautverbindung ur, aus der er lautgesetzlich eigentlich verbannt ist, auf analogischem Wege wider eingedrungen. Dabei macht es natürlich keinen Unterschied, ob das umzulautende mundartliche ur auf mhd. ur beruht, oder aus mhd. ür oder ir hervorgegangen ist. So finden wir z. B. im Plural der Nomina: wirm Würmer, dirn Türme, šiz Schürzen, wišd Würste, wirdl Wirtel; bei der Diminutiv-Bildung [2]): wirmle, dirnle, šizle, wišdle, bišdle Bürstchen, dirle Thürchen, gširle Geschirrchen; bei der Komparation: kizr kürzer, dirr dürrer; bei von Adjektiven abgeleiteten Abstrakten: kize Kürze, dire Dürre u. s. f.

Außerdem trat in einer Anzahl von Fällen, wohl meist unter dem Einfluß der Verkehrssprache, „rückläufige Wortverdrängung“ [3]) ein, indem die einheimischen Formen mit u wider durch die i-haltigen der Nachbarmundarten ersetzt wurden. Solche Wörter sind z. B. sirmlă träumerisch einhergehn [4]) < mhd. *sürmelen, dirfd dürfte, šdiră stöbern < mhd. *stüren, gwi(r)z n. Gewürz, fidṛă „fördern“ [5]),

1) Wearfă ist bei uns der gewöhnliche Ausdruck für werfen = schleudern; für werfen = ‚zu Boden fallen machen‘ tritt meist gheiă ein. Dagegen ist „schmeißen“ bei uns der echten Mundart fremd.

2) Nur ɑ̃akurmle hat sich der Analogie entzogen, vermutlich, weil kein *ɑ̃akurm daneben stand.

3) Vgl. Haag, Alemannia N. F. II, S. 241.

4) Erbe (D. schwäb. Wortschatz S. 20) stellt unser fürmeln — gewiß mit Recht — zu furren, zu dem es sich verhalte, wie schwärmen zu schwirren. Ich denke, man kann sogar noch einen Schritt weiter gehn und sur- als Schwundstufe der Wz. swer ‚rauschen, sausen‘ (s. Kluge, Et. Wb.[6] s. v. schwirren) erklären. — Ähnlich gehört unser doslă < mhd. *dozzelon, ein Synonym von sirmlă, zu mhd. diezen ‚rauschen‘.

5) Vgl. Ostd. Stud. I, S. 19 unten; z. B. id feil fidṛă nicht viel zuwege bringen.

Digitized by Google

aki(r)zä abkürzen; wirklix gegenwärtig [1]), merkwirdig außerordentlich [2]), kirx f. Kirche, širm m. Schirm [3]), wird m. Wirt [4]), fi(r)šd m. Firſt, hîš m. Hirſch.

* * *

Wollen wir nun eine hiſtoriſche Erklärung des im Bisherigen geſchilderten heutigen Lautſtandes verſuchen, ſo müſſen wir uns in erſter Linie vergewiſſern, ob derſelbe die Annahme eines Lautwandels ür > ur bzw. ir > ur überhaupt gerechtfertigt erſcheinen läßt, oder ob etwa die angeführten Beiſpiele ſämtlich eine andere Erklärung zuließen.

Was die Fälle von ur für mhd. ür anbelangt, ſo iſt nicht zu verkennen, daß, angeſichts des bei uns auch ſonſt häufig zu beobachtenden Sträubens der u-Laute gegen den Umlaut, die Annahme einer Verhinderung des Umlauts durch folgendes r an ſich durchaus nichts gegen ſich hätte. Bei den ſchwachen Verben dieſer Art iſt noch die weitere Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß ſie urſprünglich zur II. Klaſſe dieſer Verba gehört haben können, wo der Umlaut überhaupt keine Berechtigung hat. Da indes unſere Mundart die beiden Klaſſen wenigſtens in gewiſſen Formen (2. 3. Sing. Ind. Präſ.: Part. Prät.) noch auseinanderhält, ſo beſchränkt ſich dieſe Möglichkeit auf die drei Beiſpiele büšdä, uf-bürdä, šürä, die heute in der That der zweiten ſchwachen Konjugation folgen.

Bei ur für mhd. ir könnte man allenfalls ſchwundſtufige Formen anſtatt der ſonſt üblichen, der e-Stufe angehörigen zu

---

1) Vorwiegend adverbial gebraucht, jedoch nie im ſchriftſprachlichen Sinne; die Bedeutungs-Entwicklung entſpricht der des franz. actuel. — Es erſcheint bemerkenswert, daß gerade Adverbien ſo häufig fremde Lautgeſtalt aufweiſen: vgl. z. B. beraeds beinahe (dazu Fiſcher, Geogr. S. 9 Anm. 3), blôs nur (blaos jetzt veraltet), merkwirdig gewaltig (ſ. nächſte Anm.), ſowie Oſtd. Stud. II, S. 15 Anm. 1.

2) Die Bedeutung weicht von der ſchriftſprachlichen erheblich ab: merkwirdig šrèa lāō gewaltige Schreie ausſtoßen, merkwirdig wae dōā entſetzlich weh thun u. ſ. f.

3) Der alt-einheimiſche Name dieſes nützlichen Möbels iſt réagä-dax n.

4) Vgl. Oſtd. Stud. II, S. 60 f.

Digitized by Google

Grunde legen. Allein diese Erklärung auf alle vorkommenden Fälle auszudehnen, erscheint doch von vorn herein bedenklich.[1])

Vor allem aber werden wir durch die Thatsache, daß die heutigen Gebiete von ur für mhd. ür und ur für mhd. ir sich im Wesentlichen decken[2]), darauf hingewiesen, für beide Erscheinungen nach einem einheitlichen Grunde zu suchen, und dieser kann eben m. E. nur in einem Lautwandel (ir >) ür > ur gefunden werden.

Somit werden wir alle Beispiele von ur für sonstiges ür oder ir, soweit ihre Grenzen mit denen der großen Mehrzahl dieser Fälle im allgemeinen übereinstimmen, durch jenen Lautwandel erklären dürfen. Wir werden demnach auch in den Verben büsdă, ufbürdă, šüră, bei denen die eben genannte Voraussetzung zutrifft, nicht ursprüngliche schwache Verba II sehen dürfen, sondern ihnen ein mhd. *bürston, *-bürdon, *schüron zu Grunde zu legen, d. h. sekundären Übergang zur zweiten Konjugation anzunehmen haben, wie er z. B. auch in dem im Norden weit verbreiteten frzirnăd = ostd. frzurnd vorliegt[3]).

Andrerseits aber werden wir für die paar Fälle, deren Gebiet weit über die sonstigen Grenzen unseres Lautwandels hinausreicht, eine andere Erklärung suchen müssen.

Hier wäre zu nennen

hürd f. Hürde, dessen weitere Verbreitung auch Haag (S. 67) aufgefallen ist. Dieser Form liegt offenbar der alte Nom. Akk. Sing. hurt zu Grunde, und nicht die oblique Form hürte, die in der Schriftsprache durchgedrungen ist. — Ferner

murb mürb < ahd. murwi. Die Grenzen dieser Form, die

1) Ein stringenter Gegenbeweis ließe sich führen, wenn sich ein Lehnwort fände, bei dem einem fremdsprachlichen ir in unserer Mundart ein ur entspräche. Indes ist mir leider kein sicherer Fall der Art bekannt. Vielleicht liegt ein solcher vor in würdl, das nach Schuchardt (Zschr. f. dtsch. Wortforschung I, S. 66 f.) aus romanischem *vertellum stammen soll.

2) S. unten S. 12 f.

3) Bedenken erregt freilich, daß šürä auch in Meßstetten, also außerhalb der ur-Sphäre, vorkommt. Doch möchte ich wegen dieses ganz vereinzelten Auftretens šürä noch nicht aus der Reihe der Beispiele von ur < ür streichen. Es könnte irgend eine Verschleppung vorliegen, oder aber — das ur-Gebiet hat einst weiter nach Süden gereicht.

Digitized by Google

im Norden so ziemlich mit denen des Lautwandels ür > ur zusammenzufallen scheinen [1]), biegen südlich von Binsdorf auf der einen, von Boll OA. Hechingen auf der andern Seite plötzlich nach SW. bzw. SO. aus, und murb herrscht noch südlich der Donau, wo von einem ur < ür sonst weit und breit keine Spur mehr zu finden ist [2]). Diese auffallende Thatsache möchte ich am liebsten so erklären, daß ich im Süden ein größeres Gebiet mit den u-Umlaut hinderndem rw annehme, dessen Nordgrenze das spätere Gebiet des Lautwandels ür > ur in der Nähe der oben genannten zwei Orte (Binsdorf und Boll) geschnitten haben muß. Es hätte dann der Lautwandel ür > ur bei seinem Auftreten im südlichen Zipfel seines Gebiets ein unumgelautetes murw, das seiner Einwirkung nicht bedurfte, jenseits der erwähnten Nordgrenze dagegen ein umgelautetes mürw angetroffen, das er wider in murw zurückverwandelte. Dabei erhebt sich für uns die weitere Frage, ob Ostdorf südlich oder nördlich jener Nordgrenze lag, die jedenfalls in der Nähe vorbeigelaufen sein muß. Es ist dies ein Punkt, bezüglich dessen man heute, wo die ursprünglichen Verhältnisse durch den späteren Lautwandel ür > ur verwischt sind, zu keinem sicheren Resultate mehr gelangen kann, wenn auch manches dafür zu sprechen scheint, daß die fragliche Grenzlinie in unserer Gegend der heutigen württembergisch-hohenzollerischen Grenze gefolgt ist und sich demnach nördlich von Ostdorf hingezogen hat. Zum mindesten erscheint es unter diesen Umständen zweifelhaft, ob unserem murb überhaupt je ein

1) Sie thun dies, soweit meine eigenen Aufzeichnungen reichen. Ich bin jedoch nördlich des Neckars noch nicht über Eckenweiler und Remmingsheim hinaus vorgedrungen, und auch diesseits dieser Linie hat mein Material noch manche Lücken.

2) Die murb-Linie auf Fischer's Karte 22 zeigt auffallende Abweichungen von derjenigen, die sich aus meinen eigenen Aufzeichnungen ergibt: Isingen, Rosenfeld, Bodelshausen, Starzeln, Neufra OA. Sammertingen haben heutzutage sämtlich mirb. War Fischer's Linie vor 10 Jahren richtig, so liegt hier ein Beweis für das rasche Zurückweichen der ur-Formen vor. Aber der Atlas zeigt sich bei diesem Wort auch sonst nicht ganz zuverlässig: in Lautlingen, Winterlingen, Straßberg, Storzingen, Frohnstetten, Stetten a. k. Markt heißt es mür, während nach Fischer's Karte 25 diese Form erst im Allgäu vorkäme.

Digitized by Google

mürw vorangegangen ist, und daher scheidet dieses Wort für Ostdorf aus der Zahl der sicheren Beispiele für ur < mhd. ür aus.

Endlich gehören noch hierher gewisse Formen des Verbums wêrâ ‚werden'. Nämlich einmal der Konj. Prät.: wür, würšd, wür; würe, würe, würe < ahd. wurti, wurtis u. s. f.; da sich diese Formen auch außerhalb des ur-Gebiets finden[1]), so wird anzunehmen sein, daß wir hier einen der unserer Mundart eigentümlichen umlautlosen Konditionale vor uns haben[2]): also ür < mhd. ur. — Ferner der Sing. Ind. Präs.: wur, wušd, wud; daß diesen weit verbreiteten Formen[3]) eine schwundstufige Nebenform[4]) mhd. wurde, wur(de)st, wur(de)t zu Grunde liegt, hat schon Wagner (S. 68) angenommen: demnach hier kein ur < ir.[5])

1) Leider konnte ich das Vorkommen dieses Konj. Prät. nur in wenigen Orten (z. B. Frohnstetten i. Hohenz.) unzweifelhaft feststellen. Ich habe es ganz besonders schwierig gefunden, die Leute auf diese Form (die z. B. auch in der Oberamtsbeschreibung Balingen S. 142 fehlt) zu bringen; bei kurzem Aufenthalt ist mir die Sache überhaupt nur geglückt, wenn mir der Zufall zu Hilfe kam. Vielleicht macht Herr Bohnenberger mit seiner „reichlichen Erfahrung in solchen Untersuchungen" (Alem. N. F. I, S. 235) auch in diesem Punkt bessere Geschäfte.

2) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 26: šbröṇ, nöm; ebenso šwöm schwämme, šluog schlüge, blüb bliebe (letzteres wohl Analogiebildung nach jetzt verschollenen Formen der starken Verba II wie *šüb schöbe < ahd. skubi, *zúg zöge < ahd. zugi). Für die Umlautlosigkeit ist also nicht — wie ich l. c. Anm. 4 voreilig vermutet habe — der Nasal verantwortlich zu machen. Auch ist — im Hinblick auf Stickelberger S. 46 (§ 17, 3 a δ) — nöm eher als Analogiebildung nach šbröṇ zu fassen als umgekehrt. Vgl. auch Paul, Mhd. Gr.[4] § 40 Anm. 5.

3) Nördlich der Hohenzollerschen Lande, in den Oberämtern Horb, Nottenburg, Tübingen, herrscht gedehntes wür, wú(r)šd, wú(r)d. — Nicht schwundstufige Formen des Sing. Ind. sind mir nur im O. und SO. bekannt: z. B. in Stetten a. k. M., Hausen i. Thl. 3. P. wierd; Göggingen OA. Meßk., Nasgenstadt 3. P. wird; Gmünd, Dorfmerkingen 3. P. wird; Harthausen a. d. Scheer, Neufra OA. Gammert. 3. P. wea(r)d; Scharenstetten, Langenau 3. P. wèd.

4) Vermutlich liegt hier ein Überrest der suffixbetonten Präsensbildung mit schwundstufigem Stammvokal vor (wie bei komä, soufä u. ähnl.: vgl. Streitberg, Urgerm. Gramm. § 200, II).

5) Ebensowenig natürlich ur < ür, da bei uns nur a in der 2. 3. Sing. Ind. Präs. umlautet: vgl. Ostd. Stud. I, S. 16, Anm. 1.

Digitized by Google

Dürfen wir im übrigen die Existenz unseres Lautwandels als erwiesen betrachten, so wird es jetzt Zeit, ihn etwas näher in's Auge zu fassen.

Zunächst scheint mir sicher, daß zwischen ir und ur als Übergangsstufe ür einzuschieben ist. An sich könnte ja die Sache natürlich auch so verlaufen sein, daß das i vor r zunächst nur die Zungen-Artikulation des u angenommen hätte, d. h. zu (slav.) y geworden wäre, wozu dann später auch noch die Lippen-Artikulation (Rundung) treten konnte: also ir > yr > ur. Indes bleibt es doch a priori unwahrscheinlich, daß das ir auf seinem Wege zu ur eine Station berührt hätte, die nicht nur von unserer Mundart [1]), sondern überhaupt von den germanischen Sprachen sonst gemieden wird, während das ü unsern Vorfahren jedenfalls geläufig war. Ich halte mich also für berechtigt, die Entwicklungsreihe ir > ür > ur anzusetzen. Der erste Teil dieses Wegs wurde von den Formen mit ursprünglichem ir allein zurückgelegt, denen sich dann auf der Zwischenstation auch die aus ur umgelauteten ür anschlossen.

Wir haben es somit hier nicht bloß mit einem einheitlichen, sondern vielmehr mit zwei verschiedenen, auf einander folgenden Lautwandeln zu thun, von denen nur der zweite, spätere für alle hierher gehörigen Fälle in Betracht kommt, während der Wirksamkeit des ersten auf die Wörter mit ursprünglichem ir beschränkt ist. Wenden wir uns nun zunächst diesem letztgenannten als dem älteren zu.

Der Lautwandel i > ü ist eine auch sonst in deutschen, speziell in alemannischen Mundarten beobachtete Erscheinung [2]): er findet sich z. B. vor gewissen Konsonanten in Kerenzen (Winteler S. 124) und in Schaffhausen (Stickelberger S. 48), in letzterer Stadt namentlich auch vor r. Unter diesen Umständen

1) Unter der von Haag (S. 67) mit ï bezeichneten „hinteren, gutturalen Varietät des i" wird doch wohl eher offenes i, als y zu verstehn sein; ich wenigstens habe das — mir vom Russischen her genau bekannte — slavische y zwischen Oberneckar und Heuberg noch nirgends getroffen. Freilich führt dann der Weg von i über ï niemals nach u.

2) Vgl. auch Behaghel in Paul's Grdr.² I, S. 697 (§ 43).

Digitized by Google

liegt die Annahme nahe, daß diese „Rundung“ (Stickelberger spricht, weniger genau, von einer „Trübung“) einst ein größeres, geschlossenes Gebiet gehabt hat, das sich von der Schweiz nordwärts mindestens bis zur Nordspitze unseres ur-Distrikts, d. h. also bis in die Gegend von Herrenberg, erstreckte. Durch eine später eintretende gerade entgegengesetzte Entwicklung, die Entrundung der gemischten Vokale ö und ü, wurden dann auf schwäbischem Boden die Spuren dieses Lautwandels wider verwischt, und vielleicht nur unsere Gegend [1]) hat eine Erinnerung daran bewahrt, indem sie die Lautverbindung ür noch vor Eintritt der Gegenbewegung zu ur weiter entwickelte, und dadurch der Entrundung entzog.

Vermutlich sind bei uns [2]) nur kurze Vokale gerundet worden. Denn da nur altes ir + Konsonant heute als ur erscheint (s. oben S. 2 ff.), während mhd. ür in jeder Stellung zu ur geworden ist, so muß zur Zeit des Eintritts der Rundung zwischen einfachem ir und ir + Konsonant ein Unterschied quantitativer Natur bestanden haben, und zwar offenbar der, daß der Vokal vor einfachem r damals bereits lang war, während vor r + Konsonant noch keinerlei Dehnung Platz gegriffen hatte.

Diese Beobachtung ist von großer Wichtigkeit, nicht nur für die Datierung der „Rundung“, sondern namentlich auch für die relative Chronologie der Vokaldehnungs-Vorgänge. Denn es ergibt sich daraus, daß die Vokaldehnung in hürd, würdl, šmüzä jünger ist [3]) als in mier, šmierä u. s. w. Man erhält somit für den

---

1) Weitere Spuren lägen vor, wenn etwa Fischer's Gewährsmänner „um die Tonau und s. davon“ mit ihrem „ür, ör, ja ur“ doch nicht bloß „einen dumpfen Indifferenzlaut“ gemeint haben sollten: vgl. oben S. 1.

2) Dasselbe scheint auch für Schaffhausen zu gelten; denn bei den beiden einzigen Beispielen, die Stickelberger (S. 48) für „Trübung“ von mhd. î anführt, dürfte in Wirklichkeit schon mhd. iu zu Grunde liegen.

3) Angesichts der Thatsache, daß hürd und würdl nur im südlichen Zipfel des ur-Gebiets auftreten, während es weiter nördlich stets hí(r)d, wí(r)dl, kí(r)šä, šdí(r)nä, frzí(r)nä heißt (vgl. dazu Ostd. Stud. I, S. 27, Anm. 5; II, S. 66), könnte man auf den Gedanken kommen, die von Süden vordringende Rundung sei mit der sich von Norden her ausbreitenden Dehnung vor r + Dental etwa auch auf der Linie Binsdorf — Boll (s. o. S. 7) zusammengestoßen, so daß die Rundung nördlich dieser Linie gedehntes irt, irs, irn angetroffen

Digitized by Google

Lautwandel ir > ür als terminus a quo die Vokaldehnung vor einfacher Lenis, als terminus ad quem aber die Dehnung vor r + Dental.

Wir kommen nunmehr zu dem zweiten, späteren Lautwandel, ür > ur, der für uns noch bedeutsamer erscheint, als der erste, da seine Wirksamkeit gegenwärtig noch an einer größeren Anzahl von Wörtern erkennbar und zugleich sein Gebiet viel beschränkter ist, so daß er als das eigentliche mundartliche Charakteristikum unserer Gegend gelten kann. Im Unterschied von seinem Vorgänger, hat er auch bei langem Vokal gewirkt [1]), da z. B. in mhd. tür, schüren das ü bei seinem Eintritt natürlich längst gedehnt war. Zur lautphysiologischen Erklärung möchte ich hier von neuem [2]) darauf hinweisen, daß in Ostdorf und Umgebung uvulares r [3]) zu herrschen scheint: es ist recht wohl denkbar, daß diese Eigentümlichkeit schon alt und infolge der gutturalen Artikulation des r die Zunge auch bei dem vorhergehnden ü nach hinten verschoben worden ist.

Hinsichtlich der Chronologie ist nur zu sagen, daß der Übergang von ür zu ur in die Zeit zwischen Rundung und Entrundung fallen muß, da durch die letztere das ür wieder zu ir geworden wäre, was eine Weiterentwicklung zu ur ausgeschlossen hätte. Wie sich unser Lautwandel zeitlich zu der Vokaldehnung vor r + Dental verhält, ist vorläufig nicht auszumachen.

* * *

Es erübrigt nun noch, die geographische Ausdehnung des ur, d. h. also, des Lautwandels ür > ur — nicht etwa der wahrscheinlich viel verbreiteteren „Rundung" — festzustellen.

Haag (S. 67) läßt sich hierüber also vernehmen: „Sehr ungleiche Verbreitung der u-Formen, stark im Rückgang, für mhd.

---

hätte, das sich ihrer Einwirkung entzog. Allein das noch in Remmingsheim vorkommende šmúzä scheint dieser Hypothese verhängnisvoll zu werden.

1) Doch nicht bei öür < mhd. iur, da man sonst z. B. etwa *döur ‚teuer' und dergleichen Formen erwarten müßte.

2) Vgl. schon „Blätter des Schwäb. Albvereins" X, Sp. 76.

3) Jedoch keineswegs das für das sogen. „Reißen" charakteristische „gerollte", sondern ebenfalls nur „angeschlagenes" r: vgl. dazu Bohnenberger, Alemannia XXIV, S. 42.

Digitized by Google

ür noch in Geltung, . . . für mhd. ir nur noch vereinzelte Formen.“ Während ich nun aber dem ersten Teile dieses Orakels nur beistimmen kann, muß ich zur zweiten Hälfte bemerken, daß in dem südlichen Abschnitt des ur-Gebiets, der allein in den Bereich von Haag's Karte fällt, die Ausnahmen bei mhd. ir kaum zahlreicher sind, als bei mhd. ür: vgl. oben S. 4 f. Was sodann die Karte selbst betrifft, so war der Linie 16 β, die doch wohl die weiteste Ausdehnung des ur darstellen sollte, nicht wurgə [1]), sondern fúχ(t)ə (furχə) oder noch besser — weil für Haag's Zwecke ebenfalls genügend und der einheitlichen Form wegen vorzuziehen — furbä zu Grunde zu legen.

Man muß nämlich die äußerste Grenze von ur < ür aus der von fúx(d)ä bzw. furxä [2]) und furbä kombinieren. Denn furbä umfaßt zwar im Osten noch Boll OA. Hechingen und Hechingen selbst, die beide fürxä haben; aber es läßt uns nördlich der Linie Binsdorf — Owingen — Raugendingen im Stich, indem es durch feagä ersetzt wird. Es sind also die äußersten Vorposten von ur, soweit mir bekannt [3]): Eckenweiler — Weildorf — Grnol — Binsdorf — Erzingen — (nicht Roßwangen) — Weilheim — Dürrwangen — Stockenhausen — (nicht Streichen) — Thanheim — Boll — Hechingen — (nicht Stein) — Sickingen — Dettingen — Weiler — Remmingsheim. Ähnlich, wenn auch im einzelnen beschränkter, verlaufen die Grenzen von wurgä und šdüzä, noch beschränkter dur und šürä; die übrigen Fälle von ur < mhd. ür kommen wohl nur noch im Oberamt Balingen vor.

Von den Beispielen für ur < mhd. ir hat wohl die weiteste Verbreitung ur irre bzw. das leichter zu erfragende Verbum frurä. Äußerste Grenzorte, soweit mir bekannt: (nicht Eckenweiler) — Bie-

1) Übrigens ist diese Linie 16 β auch für wurgə nicht durchaus zutreffend: sie schließt fälschlich die Orte Burgfelden, Zillhausen, Streichen und Balingen ein, die sämtlich wirgə haben.

2) Im OA. Balingen, mit Ausnahme von Erlaheim, Engstlatt und Balingen selbst, heißt es fúx(d)ä, sonst allenthalben im ur-Gebiet furxä.

3) Die Nordspitze des ur-Gebiets habe ich auf meinen Streifzügen noch nicht erreicht: vgl. oben S. 7 Anm. 1. Doch habe ich allen Grund, anzunehmen, daß der Grenzverlauf hier etwa dem von murb auf Fischer's Karte 22 entspricht.

Digitized by Google

ringen — Wachendorf — Trillfingen — (nicht Haigerloch — Weildorf — Gruol — Binsdorf — Geislingen — (nicht Balingen) — Erzingen — (nicht Roßwangen) — Weilheim — Dürrwangen — Stockenhausen — Heselwangen — Steinhofen — Großelfingen — Rangendingen — Hemmendorf — Dettingen — (nicht Weiler) — Remmingsheim. Demnach im wesentlichen dasselbe Gebiet wie ur < mhd. ür, nur schon mehr zerfressen. Unter den übrigen hierher gehörigen Fällen ist noch am verbreitetsten šmúzä (vgl. oben S. 10 Anm. 3); die andern sind zumeist auf das Oberamt Balingen beschränkt [1]).

Innerhalb des Oberamts Balingen lassen sich dann wider zwei Hauptherde des ur erkennen: ein nördlicher, der Ostdorf und Engstlatt umfaßt, und ein südlicher, zu dem etwa Erzingen, Endingen, Weilheim, Frommern und Dürrwangen gehören; der dazwischen liegende Streifen Geislingen — Balingen — Heselwangen ist verhältnismäßig arm an ur-Formen. Aber auch in dem südlichen Distrikt hat keiner der fünf Orte das ur so vollständig bewahrt, wie Ostdorf und Engstlatt, so daß also diese beiden Orte heutzutage als der eigentliche Kern des ur-Gebiets zu bezeichnen sind.

Zum Schluß möchte ich nun noch einen weiteren Gesichtspunkt geltend machen. Vergleicht man die Umrisse des ur-Gebiets, wie sie sich aus dem Bisherigen ergeben, mit denen des u < iu auf Fischer's Karte 14 [2]), so springt sofort eine unverkennbare Ähnlichkeit im Grenzverlauf der beiden Erscheinungen in die Augen. Auf einer langen Strecke im Westen fallen die äußersten Grenzen sogar vollständig zusammen; und wer bürgt uns dafür, daß das ur < ür im Osten nicht bereits starke Einbuße erlitten hat, wie ja auch die weite Ausdehnung der Grenze des u < iu nach dieser Seite hin nur noch auf einigen wenigen Formen beruht? Unter

1) Einzelne versprengte Überreste finden sich allerdings auch weiter nördlich, z. T. sogar außerhalb der sonstigen Sphäre des ur < mhd. ir; so z. B. wurśd in Boll OA. Hechingen und Weiler OA. Rottenburg. Im letztgenannten Orte könnte wurśd: wèrśä durch die Analogie von fuṛxd: fe̊ṛxä gehalten worden sein: vgl. oben S. 3 Anm. 5.

2) Vgl. dazu Ostd. Stud. II, S. 13.

Digitized by Google

diesen Umständen liegt die Vermutung nahe, daß der schmale Landstrich zwischen Dürrwangen und Herrenberg irgend wann einmal eine sprachliche, und daher wohl auch eine politische (oder kirchliche?) Einheit gebildet hat. Und zwar scheint diese Gemeinschaft nicht so ganz ephemerer Natur gewesen zu sein, da — um mich vorsichtig auszudrücken — der Lautwandel, durch den die Entwicklung von ahd. iu in dem fraglichen Gebiet von der der Nachbargebiete getrennt ward, und der Lautwandel ür > ur einander zeitlich nicht besonders nahe stehn können.[1]) Leider reicht nun aber meine Kenntnis der schwäbischen Lokalgeschichte nicht hin, um die einstige Existenz (bzw. Nichtexistenz) einer derartigen Einheit zu erweisen; und doch könnte dies unter Umständen für die absolute Chronologie unserer Dialektgeschichte von größter Bedeutung werden. Ich erlaube mir daher, die Sache der Beachtung unserer einheimischen Historiker zu empfehlen.

2. Vokaldehnung.

In der ersten Nummer des ersten Heftes der „Ostdorfer Studien" habe ich die „Vokaldehnung vor mehrfacher Konsonanz" besprochen. Ich war damals noch der Meinung, die Vokaldehnung vor einfacher Konsonanz sei eine einheitliche Erscheinung, die erst in die Zeit nach Abschluß der andern Vokaldehnungen falle und daher wohl für sich allein dargestellt werden könne. Inzwischen hat sich mir nun aber diese Voraussetzung als ein Irrtum erwiesen, und ich habe einsehen gelernt, daß die beiden Dehnungs-Kategorien in einer Weise durcheinander laufen, daß es nicht angängig erscheint, sie gesondert zu behandeln. Daher sehe ich mich veranlaßt, in der vorliegenden Abhandlung nochmals sämtliche Vokaldehnungen zusammenzufassen, wobei ich mich für die Dehnungen vor mehrfacher Konsonanz einerseits damit begnügen kann, hinsichtlich der Beispiele und sonstiger Einzelheiten einfach auf jenen früheren Aufsatz zu verweisen, andererseits aber die willkommene Gelegenheit wahrnehme,

1) Die Differenzierung des iu muß noch vor die Diphthongierung der alten Längen fallen, während diese letztere wieder durch eine ganze Reihe anderer Vorgänge von dem späteren Lautwandel ür > ur getrennt ist.

Digitized by Google

allerhand Irrtümer und Lücken, die sich dort finden, zu berichtigen und zu ergänzen.

1. Die älteste Dehnung germanischer Kürzen liegt vor in den vereinzelten frühzeitigen Dehnungen vor Liquida oder Nasal, sowie im absoluten Auslaut[1]). Die nähere Bedingung, unter der diese „Frühdehnung" eintrat, d. h. warum sie sich gerade auf die paar vorliegenden Fälle beschränkt, bleibt mir bis auf weiteres ein Rätsel. Fischer (Geogr. SS. 17 f.; 23 Anm. 3) nimmt hier auch einmal seine Zuflucht zum Satz-Akzent, indem er unser feil, dou u. s. w. für Pausalformen erklärt; aber dieses Universalmittel taugt m. E. nicht viel — eben, weil sich damit schließlich alles erklären läßt: man sollte das Herrn Kauffmann und seinen Bewunderern überlassen[2]). Bohnenberger & Co. (Alemannia N. F., S. 248 ff.) erwähnen nur dāörä, ohne sich auf eine Erklärung des Diphthongs einzulassen, und hüllen sich im übrigen über diesen Punkt in kluges Schweigen, obschon Bodelshausen die Frühdehnung ungefähr in demselben Umfang wie Ostdorf kennt.

Die Beispiele, die unsere Mundart bietet, sind zunächst folgende: feil viel, šbeirä spüren, gfraorä gefroren, frlaorä verloren, hāē hin, āō- un-[3]), dāörä donnern[4]), fāēlä männliche Hanfpflanzen,

1) Diese Erkenntnis ist mir erst während der Arbeit am zweiten Heft meiner „Studien" aufgedämmert; der Weg, auf dem ich dazu gelangt bin, ist ebenda S. 55 Anm. 1 angedeutet, während noch S. 16—17 desselben Heftes der Eintritt der Frühdehnung, zur Stütze einer dort aufgestellten Hypothese, unmittelbar vor das Eintreffen der letzten Diphthongierungswelle verlegt wird. Diese Stütze hat sich nun also als hinfällig erwiesen; ich denke indes, der Bau, den sie tragen helfen sollte, wird trotzdem bestehn bleiben.

2) Trotz der von Kauffmann (Gesch. d. schwäb. Ma. § 127 Anm. 2) ausgesteckten Warnungstafel lassen sich heute wohl so ziemlich alle, die sich ernsthaft mit schwäbischen Mundarten befassen, — allen voran auch Fischer — „verführen, Dehnung des Vokals auf Conto folgender Consonanten .... zu setzen."

3) Da nach Fischer's Karte 6 die Grenzen von āō- und dāörä analog denen von feil u. s. w. verlaufen, so glaube ich diese beiden Fälle nebst dem (bei Fischer fehlenden) fāēlä hierher ziehen zu sollen, um so mehr, als die von mir Ostd. Stud. I, S. 15 f. 17. 26 gegebene Erklärung dieser Formen z. T. etwas gezwungen und jedenfalls nur durch die Annahme einer Abweichung von den sonst geltenden Synkopierungs-Regeln zu halten ist.

4) Dazu dāösdig Donnerstag, dāörweadr Gewitter. Letzteres Kompo-

Digitized by Google

dou du. Wir haben hier also Dehnung von altem i, ü, u, o. Ein Fall mit a, das als ô bzw. ô erscheinen müßte, ist mir nicht bekannt. Ob etwa primäres Umlauts-e in gewissen Fällen von der Frühdehnung betroffen wurde, ist vom Standpunkt des Ostdorfischen aus, wenigstens vor r und n, nicht zu entscheiden, da bei uns ahd. ë vor diesen Konsonanten nicht diphthongiert wird und daher mit später gedehntem ahd. e zusammenfällt. Wenn uns indes jenseits der in unserer Nähe sich hinziehenden Grenze des aer < ahd. ër Fälle begegnen wie baer [1]), (hous-)aer(n), wo also aer einem ahd. er entspricht, so werden wir bei diesen Wörtern auch für Ostdorf Frühdehnung voraussetzen dürfen. Wir erhalten so als weitere Beispiele: bér f. Beere [2]), (hous-)érm f. unterer Hausflur [3]). Und wenn uns ferner ein Fall aufstößt, wo ostd. ér- für urgerm. er eintritt, so sind wir gewiß berechtigt, auch diesen den Beispielen für Frühdehnung anzureihen: ich meine den Pflanzennamen érnus [4]), der sich in mehr als einer Beziehung als wichtig erweist.

Einmal nämlich zeigt er, daß unsere Dehnung auch eintreten konnte, wenn unmittelbar auf die Liquida noch ein weiterer Konsonant folgte. Insbesondere aber ist es dieses Wort, das uns die Möglichkeit gewährt, die ungefähre Zeit des Eintritts der Früh-

---

situm wird bei uns nie als Interjektion (bzw. Fluch) gebraucht; statt dessen wird vielmehr meist das aus einer andern Mundart stammende koz dondr! angewendet.

1) S. OA.-Beschr. Balingen S. 135, 43: dies ist, soweit ich sehe, bisher die einzige Erwähnung dieser Form, die übrigens sowohl Haag als Fischer entgangen zu sein scheint.

2) Dazu èrrbér Erdbeere, hôa(g)bér Heidelbeere, brümbér Brombeere, weaglbér Wachholderbeere.

3) Ich möchte dieses Wort, vor allem wegen der Quantität des anlautenden a, nicht sowohl von lat. ārea, als vielmehr von lat. ārena ableiten, das immerhin in der Bedeutung von ārea beeinflußt sein mag. In lautlicher Hinsicht verhält sich dann érm zu arena genau wie unser kedm zu lat. catēna. — Der obere Hausflur, d. h. der Raum zwischen Treppe und Stubenthür, heißt bei uns bēne f. < mhd. bünī, in den Nachbarorten dagegen meist laobü f.

4) S. Ostd. Stud. II, S. 55 Anm. 1. Was ich dort über den Zeitpunkt der Brechung des ë bemerkt habe, wird durch das in der nebenstehnden Anmerkung (S. 17 Anm. 1) Ausgeführte ergänzt.

Digitized by Google

dehnung zu bestimmen. Denn da die „Brechung“ des e zu ea (wenigstens in ihrem Anfangs-Stadium) noch in die ahd. Zeit fällt [1]), so muß die Dehnung des e in ertnuz, das diese Brechung nicht mehr mitgemacht hat, noch etwas früher, also jedenfalls auch in die ahd. Periode fallen. — Ein weiterer Beweis für die Richtigkeit dieser Zeitbestimmung darf vielleicht gefunden werden in den aus einer Präposition + hin zusammengesetzten Ortsadverbien. Da nämlich diese Wörter in unserer ahd. in und in auch im Tiefton streng unterscheidenden [2]) Mundart die sonst alter Länge entsprechende Endung -e zeigen [3]), so könnte man daraus wohl schließen, daß die Dehnung des hin vor der Abschwächung der unbetonten ahd. Kürzen eingetreten ist [4]). — Für autoritäts-bedürftige Gemüter sei schließlich noch darauf hingewiesen, daß neuestens auch die zünftige Germanistik wenigstens von gewissen „Erscheinungen von Dehnung unter dem Nebenton“ anerkennt, daß sie „schon in vormhd. Zeit gehören“ [5]).

---

1) Ich nehme an, daß ahd. ë und e anfangs den gleichen (geschlossenen) Laut hatten, der späterhin der „Brechung“ verfiel, soweit er nicht durch ein folgendes i gehalten wurde. Somit muß jedenfalls die Differenzierung von ë und e (wenn auch vielleicht nicht die Entwicklung des ë zu ea) noch vor die Abschwächung des auslautenden kurzen i, d. h. also in die ahd. Periode fallen. — Mittelst der soeben aufgestellten Hypothese erklären sich sehr einfach (durch ahd. Suffix-Vertauschung) Fälle wie lédĭg (-îg für -ag), šwešdṛ (-ir für -ar), drešă (-ian für -an); ebenso die Entwicklung von in ahd. Zeit gekürztem ê zu ea in heargăd m. Herrgott. — Ich hoffe, im nächsten Heft ausführlicher von den e-Lauten unserer Mundart zu handeln, und möchte mit vorstehnden Andeutungen mir lediglich die Priorität für meine Auffassung gewahrt haben.

2) Vgl. etwa das enklitische Pronomen ă ‚ihn‘ < ahd. in (z. B. hòd-ă < ahd. hât-in) mit der Diminutiv-Endung -le < ahd. -lîn.

3) Vgl. z. B. oben S. 2 Anm. 5: fúre; ferner ábe, ãne, ouse, ãene u. s. f.

4) Dieser Schluß ist freilich nur zulässig, wenn man annehmen darf, daß hier die Zusammensetzung schon in ahd. Zeit fest geworden und das -hīn in den Tiefton getreten ist. (Gegen eine solche Annahme spricht das Fehlen des Umlauts in unserem ábe, ãne, ouse.) Andernfalls beweist das -e natürlich hier so wenig etwas für frühe Dehnung, als bei den später zu besprechenden Pronominalformen e, me, de, se u. s. f. (s. unten S. 63 Anm. 2).

5) S. Michels, Mhd. Elementarbuch § 138 A. 1. Obzwar ich auf die Reimbelege, mit denen dort gearbeitet wird, nicht viel gebe, kann ich die Bemerkung doch nicht unterdrücken, daß gerade bei Hartmann v. Aue, der ja

Digitized by Google

Betrachten wir nun die Erscheinung auch vom geographischen Gesichtspunkt aus, so ersehen wir zunächst aus Fischer's Karte 6, daß dou, feil, ão-, dãoră nach Westen und Süden genau so weit reichen, als die dritte Dipthongierungs-Welle vorgedrungen ist, d. h. also, daß sie erst da ihr Ende finden, wo die Diphthongierung alter Längen in den betreffenden Verbindungen überhaupt aufhört. Und dasselbe kann ich — auf Grund meiner eigenen Notizen — mutatis mutandis von fast allen übrigen Beispielen sagen[1]). Demnach können in dem fil, (k)špiră, hĭ, ŭ- u. s. f., das sich im Westen und Süden an feil, šbeiră, hãe, ão- u. s. f. anschließt, an sich ebenso wohl alte als neue (vor allem „monosyllabische") Längen stecken. Weiter aber wird auch im Gebiet der Monophthonge da und dort alte und neue Länge unterschieden; und wenn nun z. B. die jenseits der aor-ór-Grenze bis nach Schwenningen[2]) hin neben tôar, kšwôară stehnden Partizipien kfróră, fṛlóră, ferner die in Basel-Stadt[3]) auftretenden Formen fil, dū, kšpirə auf alte Längen zurückgehn müssen, so wird man dasselbe auch für jene an sich zweideutigen Formen (fil u. s. w.) voraussetzen und also sagen dürfen, daß sich das Gebiet der Frühdehnung nach Südwesten zu bis weit in die Schweiz hinein ausdehnt, und daß wir in unserem schwäbischen feil-Distrikt lediglich das äußerste nordöstliche Ende jenes Gebiets vor uns haben. Nur ist die Erscheinung

---

wenigstens nach einer Version — ob sie just im laufenden Semester modern ist, weiß ich freilich nicht — aus der Gegend von Wachendorf stammen soll. Reime wie künegîn: bin eher für Länge des bin, als für Kürze des -în sprechen: Wachendorf liegt ja noch heute unweit der Ostgrenze des bãe, und es ist a priori wahrscheinlich, daß im 12. Jahrhundert frühgedehntes bin bis dorthin gereicht hat.

1) Natürlich reicht z. B. gfraoră, fṛlaoră nur bis zur aor-ór-Grenze, die sich ziemlich weiter nach NO. vorschiebt, als die our-úr-Linie. Und mit der Lautgruppe ēr liegt, wie oben gezeigt, auch Ostdorf bereits im Gebiet der Monophthonge.

2) S. Haag, S. 25.

3) S. Hoffmann, §§ 151. 188; Heusler, § 52. — Auch in Schaffhausen und in Kerenzen bzw. im Toggenburg scheinen sich vereinzelte Spuren der Frühdehnung zu finden: s. Stickelberger, S. 52 (vgl. indes PBB. XIV, S. 382); Winteler S. 125.

Digitized by Google

im Gebiet des Alemannischen durch spätere, weiter greifende Dehnungs-Vorgänge (monosyllabische Dehnung u. s. f.) vielfach unkenntlich geworden, während sie sich bei uns, infolge der Diphthongierung am auffallendsten gestaltet hat [1]).

Kann ich unter diesen Umständen den Bereich der Frühdehnung nach SW. zu nur im allgemeinen feststellen, so will ich im Folgenden wenigstens die Nordostgrenzen der einzelnen Fälle angeben, soweit sie mir bis jetzt bekannt sind [2]). Es sind also die äußersten Grenzorte

bei dou: (nicht Bühl) — Dußlingen — Nehren — (nicht Ofterdingen) — Bodelshausen — Sickingen — (nicht Stein) — Weilheim — Boll — Thanheim — Engstlatt — (nicht Balingen) — Frommern — Stockenhausen — Oberdigisheim — (nicht Nusplingen) — Königsheim — Renquishausen — Kolbingen;

bei feil: Bühl — Dußlingen — Nehren — (nicht Mössingen) — Belsen — Beuren — (nicht Schlatt) — Boll — (nicht Onstmettingen) — Pfeffingen — Burgfelden — Laufen — Hossingen — Oberdigisheim;

bei hāə: Bühl — Dußlingen — Nehren — Ofterdingen — (nicht Belsen) — Beuren — Schlatt — (nicht Hechingen) — Boll — Thanheim — (nicht Streichen) — Stockenhausen — Dürrwangen — Hausen a. Thann;

bei dāərā: Bühl — Bodelshausen — Beuren — Schlatt — Boll — Thanheim — Heselwangen — Endingen — Roßwangen — Hausen a. Thann.

---

1) Einen ähnlichen Fall hatten wir oben (S. 10), wo wir ebenfalls sahen, wie ein weit in die Schweiz hinein reichender Lautwandel gerade in unserer Gegend durch eine später hinzutretende Weiterentwicklung eine besonders markante Gestalt angenommen hat.

2) Ich schließe dabei auch diejenigen Formen nicht aus, deren Grenzen auf Fischer's Karte 6 dargestellt sind; denn Fischer's Linien, obschon im ganzen richtig, entsprechen im einzelnen doch nicht immer dem heutigen Stand der Dinge. Da die von mir ermittelten Grenzen fast durchaus enger sind als die Fischer'schen, so läßt sich vielleicht auch hier ein Anhaltspunkt für den Rückgang charakteristischer Formen innerhalb der letzten 10 Jahre gewinnen: vgl. oben S. 7 Anm. 2.

Digitized by Google

Für wo- kann ich keine genaueren Angaben machen als Fischer; auch bei fäelä reicht mein Material nicht aus, um eine Grenze zu ziehen [1]).

Für šbeirä kann ich nur ein kleines Stück der Ostgrenze bestimmen: Willmandingen — Thalheim — Jungingen — Burladingen — Gauselfingen — Harthausen a. d. Scheer — Hettingen haben noch šbeirä, dagegen Melchingen, Salmendingen, Ringingen, Neufra und Gammertingen bereits šbirä.

Die Partizipien gfraorä, frlaorä habe ich über Reutlingen (Wagner S. 115) und Münsingen (Bopp S. 65) bis Nasgenstadt OA. Ehingen, Eggingen und Scharenstetten OA. Blaubeuren verfolgt; aber auch die mir z. B. aus Langenau OA. Ulm und Dorfmerkingen OA. Neresheim bekannten Formen gfrôarä, frlôarä können dort an sich ebenso gut auf alter als auf neuer Länge beruhen [2]). Erst in Gmünd, wo neben gfrôarä, frlôarä ein aor ‚Ohr' steht, befinden wir uns bei diesen Wörtern mit Sicherheit außerhalb der Frühdehnungs-Zone.

Für bér läßt sich die Grenze der Frühdehnung nur insoweit feststellen, als sie das Gebiet der aer < er schneidet, also auf der Strecke Biz — Straßberg — Unterschmeien — Gutenstein [3]).

Bei (hous-)érn ist die Sache noch schwieriger. Denn da dieses Wort kein geschlossenes Gebiet hat, sondern an vielen Orten durch housgaŋ ersetzt wird, so ist nur die Bestimmung einzelner Punkte

1) Es hält oft schwer, namentlich jüngere Leute auf dieses Wort zu bringen. Vielfach ist es diesen geradezu unbekannt, da der Hanfbau bei uns im Aussterben begriffen ist. Immerhin kann ich sagen, daß fäelä ziemlich weit nach Osten zu reichen scheint, da es mir z. B. noch in Harthausen a. d. Scheer und Veringendorf begegnet ist.

2) Vgl. das an beiden Orten daneben stehnde ôar ‚Ohr'. Vgl. indes auch unten S. 23.

3) Anmerkungsweise gebe ich hier auch die sonstigen Grenzen der Form baer, wobei aber selbstverständlich im Auge zu behalten ist, daß wir darin nur einen speziellen Fall der ér-aer-Grenze zu sehen haben, der mit der Frühdehnung an sich nichts zu schaffen hat. Die weiteren Grenzorte sind also: (Biz) — Truchtelfingen — Laufen — Dürrwangen — Frommern — Weilheim — Thieringen — Nusplingen — Schwenningen OA. Meßkirch — (nicht Hausen i. Thal) — (Gutenstein).

Digitized by Google

innerhalb des aer-Gebiets möglich, bis zu denen die Frühdehnung jedenfalls gereicht haben muß. Es lassen sich da drei Inseln unterscheiden: eine südliche mit Hoffingen (-aern), Unterdigisheim (-aerä), Hartheim (-aer) und Heinstetten (-aerä); eine kleine mittlere, die nur Onstmettingen (-aern) und Thailfingen (-aerä) umfaßt; endlich eine anscheinend größere nördliche, die ich aber noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung untersucht habe[1]: von den mir bekannten Orten gehören dazu einmal Belsen und Ofterdingen (in beiden -aernd), sodann noch Thalheim, Mössingen, Nehren, Dußlingen und Gomaringen, die sämtlich -aern haben[2].

Für érnus kann ich leider keine Grenzen angeben, da ich erst neuerdings auf dieses Wort aufmerksam ward. Dagegen kann ich über zwei andere Komposita mit ‚Erde'[3], „Erdapfel" und „Erdbeere", einige Angaben machen.

In Ostdorf selbst lauten diese Wörter gardepfl m. und èrrbér f., weisen also keine Frühdehnung auf. Demnach ist hier entweder für diese zwei Beispiele, oder aber für das gedehnte érnus Wortverdrängung vorauszusetzen; und das numerische Verhältnis der Fälle (1 : 2) spräche eher für die letztere Eventualität. Allein auf der andern Seite erweist sich èrrbér schon durch sein monophthongiertes è als Eindringling aus dem Westen[4]; und bei gardepfl, das zudem — wenigstens in der heutigen Bedeutung — frühestens seit dem 18. Jahrhundert im Gebrauch sein kann, darf a priori

1) Bis Reutlingen, das érn hat (s. Wagner S. 44), reicht sie indes jedenfalls nicht.

2) In diesem nördlichen Gebiet ist das Wort männlich, während im Süden das Femininum herrscht.

3) Als Simplex ist dieses Wort unserer Mundart jetzt durchaus fremd; an seine Stelle tritt einerseits bód(ä) m., andrerseits weald f.: z. B. bódä fierä Erde führen (auf dem Wagen), uf dr ganzä weald auf der ganzen Erde. Auch außerhalb Ostdorf's habe ich einfaches „Erde" noch nirgends getroffen, was aber freilich für seine Nichtexistenz in den betreffenden Orten noch nicht viel beweist. Weiter östlich, z. B. in Reutlingen und Münsingen (allerdings beides Stadt-Mundarten) scheint dagegen das Simplex aedä bzw. aet vorzukommen: s. Wagner S. 111; Bopp S. 57.

4) S. Ostd. Stud. II, S. 56 f.; vgl. dazu auch ostd. šélä (Ostd. Stud. I, S. 80).

Digitized by Google

als wahrscheinlich gelten, daß mit der Sache auch der Name importiert worden ist[1]). Wir werden somit doch auch bei ahd. erda die Frühdehnung als das für unsere Gegend Lautgesetzliche und in Ostdorf Einheimische zu betrachten haben. Ja, es ist dies einer der Fälle, wo jene Erscheinung am weitesten nach Osten reicht.

Bei „Erdapfel" ist, angesichts der unten (Anm. 1) erwähnten Mannigfaltigkeit der Synonyme, noch weniger als bei -érm an die Abgrenzung eines geschlossenen Bezirks zu denken. Mir sind Formen mit Frühdehnung nur aus dem aer-Gebiet bekannt[2]), nämlich zunächst aus Ebingen und Bitz, sodann weiter ostwärts aus Steinhilben, Nasgenstadt und Eggingen (alle fünf: aedepfl), endlich auch aus Reutlingen (Wagner S. 111: aedebfl). — Bei dem Synonym „Erdbirne" kann ich die Form aebir von Nehren über Gomaringen und Reutlingen (Wagner l. c.) bis Münsingen (Bopp S. 21: aepir) verfolgen.

Bei „Erdbeere" ist mir außerhalb des aer-Gebiets ein einziger Ort mit Frühdehnung bekannt[3]), nämlich Schlatt OA. Hechingen, dessen erbr offenbar aus *érbér verkürzt ist. Im übrigen zieht

1) Dasselbe gilt natürlich auch von unserem — der Verkehrssprache entlehnten — èrdél n. Petroleum. — Unser eardepfl muß demnach zunächst aus einer Gegend stammen, welche die é-Brechung, nicht aber die Frühdehnung kannte. Übrigens weist die Umgebung von Ostdorf für dieses Gewächs eine ganze Musterkarte von Namen auf: ea(r)depfl, èardepfl, hêa(r)depfl, grombír, bódäbír u. a. kommen in buntem Wechsel vor. Doch haben wenigstens die meisten Ortschaften nur eine einzige, feststehende Bezeichnung.

2) Die auffallende Thatsache, daß *érdepfl, soweit ich sehe, nirgends vorkommt (nach Haag S. 18 hat auch Schwenningen eardepfl), dürfte wohl damit zusammenhängen, daß dem westlichen Schwaben das Simplex *érd(ä) abhanden gekommen ist (vgl. auf der vorigen Seite Anm. 3). Als nun der „Erdapfel" importiert ward, fand er bei uns die seinem ersten Bestandteil entsprechende Dialektform nicht vor, und dieser konnte daher leicht in fremder Gestalt übernommen werden.

3) Warum im übrigen auch bei diesem Worte der ganze Westen von Schwenningen (Haag S. 18: eppeer) bis gegen das Killer- und Vehlathal hin Formen ohne Frühdehnung aufweist, bleibt mir ein Rätsel. Die bei „Erdapfel" versuchte Erklärung (s. vorige Anmerkung) versagt im vorliegenden Falle, da die Erdbeeren wohl von je her in unsern Wäldern heimisch sind: vgl. Gradmann, Das Pflanzenleben der Schwäb. Alb[1] I, S. 351.

Digitized by Google

sich die Westgrenze — nicht der Frühdehnung, aber der Formen mit Frühdehnung — von Salmendingen über Jungingen, Hausen i. Killerthal (nicht Bitz) nach Winterlingen — Benzingen — Jungnau. Die genannten, sowie die sich östlich unmittelbar an sie anschließenden Orte haben aebr; nur in Neufra, Steinhilben und dann weiter östlich [1]) in Nasgenstadt, Eggingen, Scharenstetten heißt es ae(d)bér.

Da bei dem letztgenannten Kompositum, wo die Kontinuität des Gebiets durch keinerlei Synonyme gestört und auch alte und neue Länge deutlich zu unterscheiden ist, die Formen mit Frühdehnung in Altenstadt OA. Geislingen und den weiter östlich gelegenen Orten fehlen, so wird man annehmen dürfen, daß bei ahd. erda (und vielleicht auch bei den Partizipien gifroran, firloran: vgl. aber oben S. 20) die Frühdehnung etwa bis zu der Linie Scharenstetten — Eggingen — Nasgenstadt vorgedrungen ist.

Schließlich sind noch einige Fälle zu erwähnen, bei denen ebenfalls Frühdehnung eintrat, die jedoch Ostdorf nicht mehr erreicht hat. Es sind dies

nāō nur < niure < ni wâri [2]). Hier hat die Frühdehnung unmittelbar vor Ostdorf Halt gemacht: Grenzorte: Bühl — Dettingen — Hemmendorf — Sickingen — Boll — Thanheim — Steinhofen — Owingen — Geislingen — Dormettingen — Roßwangen — Rathshausen. Ferner

šeirā ‚schüren', das mir bis jetzt nur aus zwei Orten im Süden (Rohrdorf OA. Meßkirch und dem hohenzollerschen Igelswies) bekannt ist;

bāē ‚bin', für das ich mich im wesentlichen auf negative Angaben beschränken muß: in Mühringen, Gruol, Binsdorf, Isingen, Rosenfeld, Leidringen wurde mir bāē als nicht gebräuchlich, in Heiligenzimmern als veraltet bezeichnet, während nach Fischer's Karte 6 alle diese Orte „bāi" haben sollten. In dem bei Fischer angegebenen mittleren bāi-Gebiet hat Hartheim bē (Rathshausen und Schömberg habe ich noch nicht auf diese Form hin untersucht). Im Süden sind die äußersten Vor-

1) Bei Wagner und Bopp kann ich dieses Kompositum leider nicht finden.
2) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 15 Anm. 1.

Digitized by Google

posten von bēi gegen Osten: (nicht Königsheim) — Renquishausen[1]) — (nicht Bärenthal) — Fridingen — Buchheim[2]). Endlich

bāēle n. ‚Biene', dessen Ostgrenze jedoch nicht als diejenige der Frühdehnung gelten kann, da jenseits derselben nicht etwa monophthongisches *bēle, sondern vielmehr das Synonym ēm bzw. em erscheint. Unser ēmä-bāēgäd n. Bienenkorb (< ahd. *bin-chratto?) beweist auch nichts, da hier ebenso gut Nasaldehnung als Frühdehnung vorliegen kann. Dagegen schließt die mir aus Renquishausen bekannte Form immăbiŋkäd für dieses Dorf Frühdehnung aus[3]).

Als das Resultat vorstehnder Zusammenstellung ergibt sich, daß die Ausbreitung der Frühdehnung gegen uns her im allgemeinen bei den verschiedenen Wörtern eine ziemlich verschiedene ist, daß sie in einer größeren Anzahl von Fällen etwa bis zu der Linie Tübingen — Ebingen reicht, daß sie aber bei einzelnen Beispielen mit r am weitesten gegen Osten, nämlich bis gegen die Linie Geislingen — Ulm vorgedrungen zu sein scheint.

2. Später als die Differenzierung von ahd. e und ë[4]), aber noch vor die qualitative Differenzierung von ahd. a und â, also

---

1) Daher die Spottreden, mit denen sich Königsheim und Renquishausen gegenseitig bedacht haben:

i bēi fu Housä, i bēi nèrš,

und andrerseits:

ĭ bĭ fu Kiŋsä, i bĭ foul, mied und lām.

2) Ich vermute, daß sich auch bei diesem Wort für die Frühdehnung eine in einer Linie verlaufende Ostgrenze (vielleicht mit starken Einbuchtungen) aufstellen läßt. Die drei Inseln bei Fischer sind schwerlich richtig.

3) Übrigens scheint anderwärts eine Nebenform mit germ. i vorzukommen: s. besonders Franck, Et. Wb. s. v. 2 Bij. — Für bāēle ergibt sich aus meinen Notizen ein etwas größeres Gebiet als auf Fischer's Karte 6: in Mühringen, Weildorf, Gruol, Binsdorf erscheint bāēle ausschließlich, in Heiligenzimmern neben ēm; in Rosenfeld steht bāēle angeblich als Singular neben dem Plural emä; in Leidringen herrscht das Kompositum emäbāēle. Vergleicht man diesen Befund mit dem oben zu bāē Bemerkten, so möchte man fast glauben, auf Fischer's Karte 6 seien die Linien für bāē ‚bin' und bāēle ‚Biene' verwechselt.

4) Wegen fēāšdr: vgl. Ostd. Stud. II, S. 55 Anm. 1.

Digitized by Google

etwa in den Anfang der mhd. Periode[1]), fällt die Dehnung vor n + Spirans: s. Ostd. Stud. I, 11. 25; II, 58. 63 f.

Hier ist vor allem nachzutragen, daß die Dehnung vor nf ein beschränkteres Gebiet hat als vor ns, besonders in der Verbindung anf. Ich gebe zunächst die Grenzorte der Dehnung für „Hanf": Leidringen — Rosenfeld — Binsdorf — Owingen — Weilheim — Stein — Bodelshausen — Mössingen — Thalheim — Jungingen[2]) — (nicht Hausen i. Killerthal) — Bitz — Ebingen — Meßstetten — Oberdigisheim — (nicht Unterdigisheim) — Nusplingen — Renquishausen — (nicht Bärenthal) — Fridingen — (nicht Mühlheim). Die Westgrenze kann ich vorläufig nicht angeben; ich muß mich hier auf die Notiz beschränken, daß auch Schwenningen (Haag S. 17) noch hääff hat: demnach ist die Dehnung bei anf auch dort eingetreten, indes erst nach der Differenzierung von a und â, also später als bei uns[3]). — In den Verbindungen inf, ünf, unf scheint die Dehnung verbreiteter: fæf findet sich nach Osten zu noch in Gmünd und Langenau; erst in Dorfmerkingen steht fenf[4]) neben zæs.

Nach dem Grundsatz, daß der Ausgangspunkt eines Lautwandels da zu vermuten ist, wo er nicht nur am frühesten, sondern auch am durchgreifendsten gewirkt hat, muß die Heimat unserer Dehnung nicht, wie ich früher (I, S. 25) gemeint habe, in

---

1) Vgl. Paul, Mhd. Gr.[4] § 112; Michels, Mhd. Elmntrb. § 150. Leider werden auch noch in dem letztgenannten Buche alte Schreibungen wie av, au für die frühe Diphthongierung des â in's Feld geführt; denken denn die buchstabenseligen Herrn gar nicht an das schwedische å, an das gotische haurn, dauhtar u. s. f.? Wo immer heute auf schwäbischem Boden ahd. â als Diphthong erscheint, ist dieser sicher erst sekundär aus ô entwickelt; die Reihe â > ao > ô ist ein Unding: vgl. Ostd. Stud. I, S. 11 Anm. 2.

2) Die bisher genannten Orte haben höf, die folgenden hāōf(d) bzw. (von Renquishausen ab) hāūf.

3) Außerhalb der oben angegebenen Grenzen heißt es, soweit mir bekannt, überall hampf. Sollte vielleicht auch hier z. T. Nasalverdichtung (s. S. 27) im Spiele sein? — Über die in der Schweiz, z. B. in Kerenzen (Winteler S. 73: haf) und Brienz (Schild S. 52: houf), vorkommende Dehnung des anf wage ich mich nicht zu äußern.

4) Nicht fīf, wie man nach Fischer's Karte 5 annehmen sollte!

Digitized by Google

Oberschwaben, sondern vielmehr innerhalb des hāof- (bzw. hōf-)Gebiets, d. h. also in unserer Gegend gesucht werden. Nachdem wir uns aber bereits früher (I, S. 26) veranlaßt sahen, auch den Ursprung der Dehnung vor n + Tennis eben dahin zu verlegen, so darf die Strecke, auf der die Zonen der frühesten Dehnung bei hanf und bei hintel sich decken, d. h. also etwa das Gebiet zwischen Onstmettingen und Spaichingen oder — im wesentlichen — der ehemalige Scherra-Gau überhaupt als die Wiege der Nasaldehnung[1]) betrachtet werden.

Im Südosten erscheint ein Gebiet mit teilweise ungedehnten Formen[2]); nur die Verbindung ans ist dort wohl überall gedehnt. Am weitesten nach Nordwesten reicht feanšdr̥; äußerste Vorposten (gegen unser fēašdr̥): Mühlheim — (nicht Fridingen) — Buchheim — Leibertingen — Schwenningen — Frohnstetten — Harthausen — Hermentingen. Sodann fimpt bzw. fempf[3]); Vorposten gegen NW.: Mühlheim — (nicht Fridingen — Buchheim) — Leibertingen — Langenhart. Ferner kunšd bzw. konšd; an Grenzorten kenne ich durch eigene Aufnahmen: Mühlheim — (nicht Fridingen) — Buchheim — Igelswies — (nicht Göggingen). Schließlich zins bzw. zens, bezüglich dessen ich z. T. auf Haag's Karte verweisen kann (Leibertingen hat aber zāes!); weiter östlich kenne ich Kürze aus Igelswies (nicht Rohrdorf und Göggingen).

Die Frage, ob diese Kürzen ursprünglich sind, möchte ich verneinen, und statt dessen hier lieber die Wirkung eines späteren Lautwandels sehen, in Bezug auf welchen ich mir im Folgenden eine Hypothese vorzutragen erlaube.

Wir lesen bei Fischer (Geogr. S. 58): „. . . n. und nö. des Bodensees . . . . . ist in bald größeren bald kleineren Gebieten n nach alter Länge und der alter Länge gleichstehenden Ver-

1) Ich nehme hinsichtlich der Bezeichnung der Lautvorgänge für mich dieselbe Freiheit in Anspruch wie Haag (Baarmundarten S. 5: Bemerkungen zum II. Teil).

2) Haag hat das Verdienst, zuerst auf dieses Gebiet aufmerksam gemacht zu haben: vgl. Ostd. Stud. I, S. 25 Anm. 2.

3) Daneben kommt auch ein — offenbar von der Verkehrs-Sprache beeinflußtes — finf bzw. fenf vor.

Digitized by Google

bindung n + Spirans[1]) zu Gutturalnasal ŋ geworden". Ich denke, man würde hier richtiger sagen: „. . . ist in einem bestimmten Zeitpunkt nasalierte Länge zu Nasalvokal + gutturalem Nasal verdichtet worden." Das Gebiet dieser „Nasalverdichtung" reicht heute nordwestlich bis Pfrungen OA. Saulgau und nach Fischer (l. c.) „macht die geographische Vertheilung der einzelnen Fälle den Eindruck, das ŋ sei früher ausgebreiteter gewesen."

Wie wäre es nun, wenn wir mit diesem „Eindruck" Ernst machten und annähmen, die Nasalverdichtung habe bis auf das linke Donauufer herüber gewirkt, jedoch in etwas modifizierter Gestalt, die sich etwa in folgende Fassung bringen ließe: Nasalierte Länge oder nasalierter unechter Langdiphthong verdichtet sich vor Spirans zu Nasalvokal (bzw. unechtem Nasaldiphthong) + dem der folgenden Spirans homorganen Nasal? Ich verhehle mir keineswegs, daß diese Konstruktion vorläufig noch auf schwachen Füßen steht, solange nämlich, als die Grenzen jener scheinbar ungedehnten Formen, die sich als ein konzentrischer Gürtel um das zentrale Gebiet mit Verdichtung zu ŋ zu legen scheinen, noch nicht nach allen Seiten abgesteckt sind[2]), insbesondere aber, solange uns eine gründliche, die sämtlichen vorkommenden Fälle heranziehende Untersuchung der Nasalverdichtung in dem zentralen Gebiet fehlt[3]); denn Fischer's Angaben, so nützlich und dankenswert sie auch sein mögen, reichen natürlich noch lange nicht aus.

Etwa in derselben Gegend wie die Nasalverdichtung scheint ja auch die Entnasalierung zu Hause zu sein: vgl. Fischer, Geogr. S. 55. Es macht demnach den Eindruck, als ob jenen Mundarten nördlich des Bodensees lange Nasalvokale besonders unsympathisch

---

1) Fischer's Ausdruck ist hier ungenau, wenn auch kaum mißverständlich; man sollte mindestens erwarten: „. . . und in der alter Länge . . ."

2) Haag hat dies nur für einen Teil des Westens, und auch da eigentlich nur für einen speziellen Fall besorgt.

3) Es wäre dies ein ebenso interessantes als dankbares Thema z. B. für ein Ravensburger Gymnasialprogramm, da ja Ravensburg mitten in dem betreffenden Gebiet liegt. In erster Linie wird über die von Fischer l. c. Anm. 4 angeregten Fragen Klarheit zu schaffen sein.

Digitized by Google

gewesen wären, so daß sie sich derselben teils durch Entnasalierung teils durch Nasalverdichtung entledigt hätten. Auch die Art, wie diese beiden Erscheinungen durcheinanderlaufen, bedarf noch dringend der Aufklärung. Immerhin meine ich, meine oben geäußerte Vermutung wäre jetzt schon wenigstens diskutabel[1]).

Schließlich noch ein Wort zu der Ostd. Stud. II, S. 63 angeschnittenen — streng genommen allerdings nicht hierher gehörigen — Frage wegen des Verhältnisses von gös zu gãs, höf zu hãf u. s. f. Bezüglich der Grenzen der beiden Formen ist l. c. bereits das Nötige bemerkt; nachzutragen wäre höchstens etwa, daß zu den dort genannten Orten mit hãf neben gös auch noch Laufen und Burgfelden gehören. Aber ebenda Anm. 4 werden die Formen gös, höf u. s. w. auf eine „Monophthongierung" zurückgeführt, und gerade diese Hypothese ist es, die ich hiemit ausdrücklich zurücknehmen möchte, wenigstens, insoferne man unter der Monophthongierung einen Lautwandel verstehn könnte.

Es ergibt sich nämlich bei genauerer Betrachtung die bemerkenswerte Thatsache, daß in Ostdorf altes ân und ôn[2]) in Substantiven zwar durchweg als ô erscheint, in allen andern Wörtern dagegen als ã; also gã, šdã, hã, lã, dã (Partiz.), šã, ãne, aber mõ, šbõ, gös, höf, lõ, bõ, grõ(nã) u. s. f. Bedenkt man nun einerseits, daß nach Fischer (Geogr. S. 34 f.) bei ‚schön' und ‚zween' „diphthongische Form nur um die oberste Donau erscheint", d. h. also, daß altes ôn, das nicht innerhalb etymologischer Gruppen im Wechsel mit altem ôn steht, ebenso wie altes ên nur in jenem Gebiet um Spaichingen herum diphthongiert wird, so erscheint zunächst klar, daß Plurale wie lãe, gães außerhalb des genannten Distrikts lediglich Analogiebildung nach den Singularen lã, gãs sind. Andrerseits aber liegt dann die Vermutung sehr

1) Wegen der Nasalverdichtung vor Tenuis, sowie im absoluten Auslaut vgl. unten S. 35 ff. und S. 61 Anm. 8.

2) Wie man sieht, gehn altes ân und ôn bei uns völlig Hand in Hand: gã neben šã, andrerseits mõ neben lõ u. s. f.; es ist das ganz einleuchtend, wenn man annimmt, daß bereits vor Eintritt der Diphthongierung ahd. ân über ôn zu ón (oder õn?) geworden war: vgl. Ostd. Stud. I, S. 11 Anm. 2, sowie oben S. 25 Anm. 1.

Digitized by Google

nahe, daß umgekehrt die Singulare lō, gōs da, wo sie neben šāō, hāō u. s. f. auftreten, ihrerseits unter dem Einfluß der lautgesetzlich monophthongischen Pluralformen lē, gēs stehn. Es würde demnach die Grenze zwischen lō und lāō [1]), mō und māō, gōs und gāos nicht etwa die Grenze irgend eines Lautwandels, sondern vielmehr die Demarkations-Linie zwischen den Einflußsphären der Formen mit und ohne Umlaut darstellen [2]).

Freilich bleibt dann noch die nicht zu unterschätzende Schwierigkeit, daß manche der hier in Betracht kommenden Substantive entweder gar keinen oder keinen umgelauteten Plural bilden; und es fällt schwer zu glauben, daß etwa mō durch das Kompositum mēdig, oder bō, grō durch die Diminutive bēle, grēle beeinflußt seien. Überdies steht — wenigstens in der heutigen Mundart — z. B. neben hōf überhaupt keine umgelautete Form irgendwelcher Art [3]). Indes darf man vielleicht den nominalen Singular geradezu als eine formale Gruppe auffassen, innerhalb deren der Diphthong āō analogisch durch ō ersetzt worden ist.

3. Erst nach der Differenzierung von a und å, aber vor Eintritt der dritten und letzten Diphthongierungsstufe [4]) der alten i-

1) Es ist schade, daß sich Fischer durch den Geogr. S. 34 angegebenen Grund hat abhalten lassen, eine Grenze für lāō zu ziehen. Ich gebe hier für das mir bekannte Stück die äußersten Vorposten von lō: (nicht Leibringen) — Rosenfeld — (nicht Isingen) — Geislingen — Ostdorf — (nicht Engstlatt) — Steinhofen — Thanheim — (nicht Onstmettingen) — Hausen i. Killerthal — Burladingen — Neufra — Gammertingen; die Ähnlichkeit mit der mō-Grenze fällt sofort in die Augen.

2) Unter diesem Gesichtspunkt machen die außerhalb des Diphthonggebiets nach NW. noch sporadisch vorkommenden māō, lāō, von denen bei Fischer (Geogr. SS. 32 Anm. 4; 34) die Rede ist, weiter keine Schwierigkeit: der Singular wird sich eben da und dort gegen die Vergewaltigung durch den Plural gewehrt haben. — Übrigens ist nicht zu bezweifeln, daß die monophthongischen Formen einen mächtigen Bundesgenossen in der Verkehrssprache gefunden haben.

3) Ein Adjektiv *hēše fehlt; dafür entweder lāēne, oder aber reišde bzw. êwearke.

4) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 16 Anm. 3. Für das zeitliche Verhältnis zur Diphthongierung der ê- und ô-Laute gewährt, wie schon I, S. 12 ausgeführt wurde, unsere Mundart keine (oder wenigstens keine sicheren) Anhalts-

Digitized by Google

und ū-Laute, d. h. also doch wohl noch vor Ablauf der mhd. Periode[1]) erfolgte die Dehnung vor Nasal + Tenuis: s. Ostd. Stud. I, 11 ff.; 25 f.; II, 58 ff.; 64 ff.

Ich gebe zunächst für einzelne Beispiele mit a (bzw. e) + Nasal + Tenuis das mir inzwischen durch eigene Aufnahmen bekannt gewordene Stück der Süd- (oder eigentlich Südost-)Grenze[2]). Die äußersten Vorposten der Dehnung sind

bei häd: (nicht Mühlheim) — Fridingen — Irrendorf — Schwenningen — Stetten a. kalten Markt — Frohnstetten — Winterlingen — Harthausen a. d. Scheer — Gammertingen;

bei grāpk: (nicht Mühlheim) — Fridingen — Kolbingen — Renquishausen — Heinstetten — Straßberg — Winterlingen — Harthausen a. d. Scheer — Neufra;

bei bāk: (nicht Mühlheim) — Fridingen — Kolbingen — Renquishausen — Heinstetten — (nicht Straßberg) — Winterlingen — Bitz — Burladingen — Ringingen — (nicht Salmendingen) — Thalheim;

bei ēt[3]): Königsheim — (nicht Renquishausen) — Schwenningen — (nicht Stetten a. k. M.) — Frohnstetten — Storzingen — Jungnau;

bei šēkl: Königsheim — Heinstetten — (nicht Straßberg) — Winterlingen — Bitz — Burladingen — Ringingen — (nicht Salmendingen) — Thalheim.

Die Form gāz ist mir jetzt aus folgenden Orten bekannt: einmal im Süden aus Königsheim; sodann aus einem geschlossenen Gebiet auf der Balinger Alb, das durch folgende Grenzposten umschrieben wird: Onstmettingen — Hausen i. Killerthl.

punkte. Dagegen beweisen die Formen āit, māitš, šāikl im SW. (Elta-Egg: s. Haag, S. 72), daß dort unsere Dehnung auch vor die ēn-Diphthongierung fiel.

1) Vgl. Michels, Mhd. Elmntrb. § 145, 2.

2) Es ist das, trotz Fischer's und Haag's Karten, keineswegs überflüssig; denn auch hier wider ergeben sich z. T. nicht unbedeutende Abweichungen; und zwar sind auch in diesem Fall die Grenzen der Dehnung nach meinen Notizen etwas enger als meine Vorgänger angeben: vgl. oben S. 19 Anm. 2.

3) Bei „Enterich" (soweit das Wort überhaupt in dieser Form vorkommt) verläuft die Grenze wider anders.

Digitized by Google

— Burladingen — Bitz — Winterlingen — (nicht Straßberg) — Meßstetten — Hossingen — Lautlingen — (nicht Pfeffingen); ferner aus Geislingen OA. Balingen; Zimmern OA. Hechingen; Trillfingen, Hart, Bietenhausen; Bieringen, Eckenweiler, Remmingsheim; Frommenhausen, Dettingen; Belsen, Nehren, Dußlingen[1]).

Schließlich ist zu erwähnen, daß in den Oberämtern Rottenburg und Horb die Dehnung auch noch in den Wörtern läd n. Beet[2]) und bäd n. ‚Korbweide' auftritt, während es in Ostdorf und überhaupt weiter südlich stets land, band heißt. — Ähnlich heißt es in Beuren OA. Hechingen ombäg m. Vorhang, wofür bei uns ungedehntes ombag eintritt.

Was die Dehnung von i, u, ü anbelangt, so hält sich die überwiegende Mehrzahl der Beispiele durchaus innerhalb der durch Fischer (Karte 6) und neuerdings noch genauer und richtiger durch Haag[3]) festgestellten Grenzen der beiden Bezirke „Balingen" und „Elta". Auffallende Abweichungen in der Verbreitung zeigen jedoch vor allem die drei Fälle kǣbed, bǣdnägl, hǣdl[4]).

---

1) Diese seltsame Zerstückelung des Territoriums von gäz ist wohl auf den vorwiegend adverbialen Gebrauch dieses Wortes zurückzuführen, der es fremden Einflüssen besonders zugänglich gemacht haben wird: vgl. oben S. 5 Anm. 1.

2) Besonders gebräuchlich ist das Kompositum groudläd. — Dagegen wird für „Land" als geographischen Begriff überall land gesagt, was wohl dem Einfluß der Schule zuzuschreiben ist.

3) Haag's Linie 18 ζ stimmt durchaus zu meinen eigenen Aufzeichnungen. — Den südlichen Distrikt („Elta") habe ich meinerseits noch nicht näher untersucht.

4) Also drei Wörter mit nt; doch kann ich mit dieser Thatsache vorläufig nichts anfangen. Daß es mit dem I, S. 25 Anm. 3 von mir statuierten Unterschied zwischen Tenuis und Affrikata nichts ist, habe ich bereits II, S. 66 ausgesprochen. — Was ich in der erstgenannten Anmerkung als „Spuren weiterer Ausdehnung" aus Münsingen und Reutlingen angeführt habe, gehört wahrscheinlich größtenteils nicht hierher und ist jedenfalls nur mit großer Vorsicht zu verwerten: bei mägelebrād wird progressive, bei grūdzā spontane Nasalierung vorliegen; das etymologisch unklare (in Ostdorf fehlende) fādz- aber wird meines Wissens hauptsächlich scherzhaft gebraucht und kann also leicht irgendwie eingeschleppt sein: vgl. dazu auch Ostd. Stud. II, S. 65.

Digitized by Google

Bei kǣbed erscheint die diphthongierte Form nur in 6 Ortschaften des Oberamts Balingen (Ostdorf, Endingen, Frommern, Weilheim, Dürrwangen, Stockenhausen); daran schließt sich aber im Osten ein ausgedehntes Gebiet mit einfacher Länge (kēbed). Die Grenze dieser letzteren Form, soweit sie in den Bereich meiner bisherigen Aufnahmen fällt, bilden folgende Orte: Dußlingen — Ofterdingen — Bodelshausen — (nicht Beuren) — Ringingen — Hausen i. Killerthal — Onstmettingen — Pfeffingen — Burgfelden — Laufen — Thieringen — Oberdigisheim — Meßstetten — Straßberg — Winterlingen — Gauselfingen; nach Osten zu[1]) kenne ich kēbed aus Münsingen, Scharenstetten, Langenau, Dorfmerkingen (dagegen heißt es in Nasgenstadt kembed).

Bei bǣdnägl deckt sich das Gebiet der diphthongischen Form im allgemeinen[2]) mit dem von wǣdr, drǣgä u. s. w. Aber auch hier schließt sich östlich wider monophthongisches bē(d)nägl an; Grenze letzterer Form: Gomaringen — Thalheim — Salmendingen — Ringingen — (nicht Burladingen) — Gauselfingen — Straßberg — Winterlingen — Harthausen a. d. Scheer — Gammertingen. Im Osten fand ich bē(d)nägl noch in Scharenstetten, Gmünd, Langenau (dagegen nicht in Nasgenstadt, Eggingen, Dorfmerkingen, die ben(d)nägl haben); endlich im Norden in Weissach OA. Vaihingen.

Ganz verwickelt steht die Sache bei hǣdl: hier fand ich die diphthongierte Form im Norden noch in Dußlingen, Ofterdingen, Thalheim[3]), Salmendingen, Melchingen, Stetten u. Holst., Ringingen, Hausen i. Killerthal, Burladingen, Gauselfingen; dann — mit alleiniger Ausnahme von Lautlingen — im gesamten Gebiet von drǣgä; ferner nach Süden zu in Unterdigisheim, Nusplingen, Hartheim, Heinstetten, Irren-

1) Wenn ich hier auf den Osten Bezug nehme, so soll damit keineswegs gesagt sein, daß bei diesem und dem folgenden Worte die Dehnung, soweit sie daselbst vorkommt, derselben Natur sei wie bei uns im Westen: ich halte vielmehr diese Frage noch nicht für spruchreif.

2) Nur Ebingen hat ungedehntes bendnägl.

3) Dieser Ort hat aber nicht hǣdl, sondern hǣdr.

Digitized by Google

dorf, Buchheim, Rohrdorf, Igelswies; im Westen erscheint hāedl außerdem noch in Geislingen und Dormettingen. Im Südwesten schließt sich an hāedl ein Gebiet mit hītl an, von dem mir bis jetzt die Orte Königsheim, Renquishausen, Kolbingen, Fridingen bekannt sind[1]), und das ohne Zweifel gegen Westen in den „Elta"-Distrikt übergeht. Im Südosten findet sich ebenfalls ein Streifen mit hĕdl, der u. a. Lautlingen, Straßberg, Winterlingen, Harthausen a. d. Scheer, Hettingen, Hermentingen, Benzingen, Veringendorf, Jungnau, Storzingen, Frohnstetten, Stetten a. k. Markt, Schwenningen OA. Meßkirch, Hausen i. Thal, Oberschmeien, Unterschmeien, Laiz und Göggingen umfaßt[2]).

Weiter wären hier etwa noch zu erwähnen das vereinzelte hĕgă ‚hinken' in Reutlingen (Wagner S. 79); ferner wĕdr̥ ‚Winter', wĕgă ‚winken'[3]), rōzl ‚Runzel' in Winterlingen; šdrōpfl f. Runzel[4]) in Harthausen a. d. Scheer, Benzingen, Hermentingen, Veringenstadt, Veringendorf, Jungnau. Dann die Substantive wĕd m. ‚Wind' in dem auf Fischer's Karte 1 angegebenen Gebiet, sowie pfōd n. Pfund in Horb (Kauffmann § 27, 3 b), welchen bei uns ungedehntes wend-[5]), pfond entspricht. Schließlich noch unser gšdōpf, mōzig, von denen ich nicht weiß, ob sie überhaupt irgendwo diphthongiert vorkommen.

1) Bärenthal und Mühlheim haben hintl.

2) Leibertingen, Kreenheinstetten, Langenhart, Gutenstein, Veringenstadt, Neufra OA. Gammertingen haben hendl; ebenso hat, soweit oben nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt ist, der gesamte mir bekannte Norden und Westen ungedehnte Formen (hendl, hembl, hembér u. dergl.). — Aus dem Osten sind mir bei diesem Wort keine gedehnten Formen bekannt: Nasgenstadt und Eggingen haben heŋl, in Scharenstetten, Altenstadt und weiter östlich herrscht das Synonym hólbér.

3) Partiz. gwōgă; daneben steht aber ungedehntes dreŋgă — droŋgă, heŋgă — ghoŋgă u. s. f.

4) Dieses Wort, dem ein mhd. *strumpfel zu Grunde liegen muß, verhält sich zu dem anderwärts (z. B. in Renquishausen, Leibertingen, Kreenheinstetten, Göggingen, Oberschmeien, Hettingen) auftretenden gleichbedeutenden rumpfl bzw. rompfl < mhd. *rumpfel (ohne s-Präfix) etwa wie nhd. „Strand" zu „Rand": vgl. Streitberg, Urgerm. Gramm. § 130, 1.

5) Unsere Mundart hat dieses Wort nur noch in dem Kompositum wendsgwêd n. ‚Schneewehe' bewahrt; im übrigen ersetzt sie es durch lufd m.

Digitized by Google

Es handelt sich nunmehr darum, aus den vorstehnd angeführten Thatsachen die richtigen Schlüsse betreffs Herkunft und Verbreitung unserer Dehnung zu ziehen. Denn zweifellos können uns die scheinbaren Abweichungen von der allgemeinen Regel von größtem Nutzen werden, indem sie noch am ehesten einen Einblick in die ursprünglichen Verhältnisse gewähren, die in diesem Fall mehr als sonst von späteren Weiterbildungen überwuchert sind.

Nach dem soeben aufgestellten Grundsatz glaube ich zunächst zu folgenden Sätzen berechtigt zu sein:

1) Die Dehnung vor Nasal + Tenuis trat in einem verhältnismäßig schmalen Streifen, der sich von der Dußlinger Gegend bis gegen Meßkirch hinzieht, ganz kurz vor dessen Überflutung durch die dritte Diphthongierungswelle ein. Sie stieß daher in ihrem weiteren Fortschreiten sehr bald auf Gebiete, die jene Diphthongierung bereits hinter sich hatten, so daß die neu entstehnden Längen derselben nicht mehr verfallen konnten.

2) Die Dehnung vor Nasal + Tenuis erfolgte bei uns vor Abfall der unbetonten e im Auslaut; daher wiesen die einsilbigen Nomina auf Nasal + Explosiva bei Eintritt der Dehnung nur in einigen wenigen Kasus [1]) Nasal + Tenuis auf, und die hier eintretende Vokaldehnung wurde meistens durch Ausgleichung wider beseitigt. Dahingegen könnte man auf den Gedanken kommen, daß weiter im Norden die Apokopierung des -e dem Eintreffen unserer Dehnung vorangegangen sei, was bei den Substantiven auf -nd eine erhebliche Vermehrung der Kasus mit lautgesetzlicher Dehnung vor Nasal + Tenuis zur Folge gehabt hätte, so daß die Ausgleichung später eher zu deren Gunsten ausfallen konnte. So würde es sich wenigstens erklären, daß wir im Norden eine Reihe gedehnter Formen wie lād, bād, wēd, plōd treffen, denen bei uns Kürze gegenübersteht [2]).

1) Nämlich, abgesehen von den seit ahd. Zeit endungslosen Kasus, nur noch im Gen. Sing. Mask. und Neutr., dessen -es schon sehr früh zu -s synkopiert worden sein dürfte: vgl. Ostd. Stud. I, S. 16 Anm. 1.

2) Ein sicherer Fall von Dehnung bzw. Diphthongierung von i, u ist mir bei einem solchen einsilbigen Nomen auf Nasal + Verschlußlaut aus unserer Gegend überhaupt nicht bekannt. Vielleicht liegt ein solcher vor in

Digitized by Google

Nun aber müssen wir uns billig verwundern, daß unsere Dehnung, die nach Osten und Süden zu auch bei i, u, ü die Grenzen des Oberamts Balingen jedenfalls weit überschritten hat[1]), im Westen und Norden bei den soeben genannten Vokalen kaum über die früher erwähnte Hexapolis[2]), die wir bis auf weiteres als ihr Kerngebiet betrachten können, hinausgekommen sein soll. Zur Beseitigung dieser Schwierigkeit erlaube ich mir, meine Zuflucht wider zu einer etwas gewagten Hypothese zu nehmen.

Ich selbst habe früher (II, S. 65) die Annahme als unumgänglich bezeichnet, daß die Dehnung von i, u, ü vor Nasal + Tenuis in der größeren nördlichen Hälfte des Gebiets des u < iu nicht eingetreten sei, und zwar im Hinblick auf unser nonds und nonzg. Denn wenn mir damals (s. II, S. 8 Anm. 2) Fischer's Erklärung des nonds durch „Entwicklung eines eigenen Nasals" aus der progressiven Nasalierung nicht recht einleuchtete, so konnte ich auch nicht wohl auf den Gedanken kommen, daß nonzg zunächst aus gedehntem *nōzg hervorgegangen sei. Nun aber habe ich mich inzwischen, wie bereits oben (S. 27) hervorgetreten ist, unter dem Eindruck anderweitiger Thatsachen doch mit der Annahme einer Nasalverdichtung befreunden müssen. Und ich bin nun geneigt, noch viel weiter zu gehn als Fischer, der besagten Lautwandel, wie es scheint, nur bei progressiver Nasalierung gelten lassen will[3]); ich möchte nämlich annehmen, daß die Nasalverdichtung, die, von Südosten ausgehnd, vor Spirans die obere Donau nur wenig überschritten hat, vor Tenuis bis zu uns, ja bis zum oberen Neckar oder noch weiter vorgedrungen ist.

In Ostdorf hat, so vermute ich, in einem bestimmten Zeitpunkt folgendes Lautgesetz gewirkt: Nasalierter unechter

dem Owinger Flurnamen Hágágrāōd, sofern derselbe auf ein mhd. *hagen-grunt zurückzuführen ist. Da ich indes über die historische Schreibweise des Namens nichts Sicheres in Erfahrung bringen konnte, so muß ich die Sache Leuten überlassen, denen die Urkunden des Owinger Rathauses zugänglich sind.

1) Vgl. übrigens oben S. 32 Anm. 1, sowie unten S. 37 Anm. 2.

2) D. h. die S. 32 genannten sechs Dörfer, welche vor Nasal + Tenuis diphthongiertes i (u, ü) sowohl bei kiēbed, als auch sonst bei allen Wörtern aufweisen, bei denen es meines Wissens überhaupt vorkommt.

3) Ebenso Behaghel in Paul's Grdr.² I, S. 697 § 44.

Digitized by Google

Langdiphthong sowie nasalierte einfache Länge außer ã und ẽ verdichtet sich vor Tenuis zu unechtem Nasaldiphthong (bzw. Nasalvokal) + dem der folgenden Tenuis homorganen Nasal.

Was den erwähnten Zeitpunkt anbelangt, so verhilft uns das Wort nonds vielleicht zu einem terminus a quo, insofern es nämlich — was ich jetzt auch meinerseits für wahrscheinlich, wenn auch nicht für absolut sicher halte — auf einfaches ahd. ni-wihtes zurückzuführen ist. Denn dann ergibt sich die Reihe niuuihtes > niuhts[1]) > niuhts > nuhts > nūhts > nūts > nũts > nonds, d. h. also: die Nasalverdichtung, für welche die Länge des zu verdichtenden Nasalvokals conditio sine qua non ist, kann in diesem Fall erst eingetreten sein, nachdem durch das ht das vorhergehnde u gedehnt worden war, also — wie wir unten sehen werden — erst nach Abschluß sämtlicher Vokaldehnungs-Vorgänge unserer Mundart.

Ein terminus ad quem ergibt sich eben aus dem Umstand, daß die Nasalverdichtung zwar ursprüngliches ĩ, aber nicht ursprüngliches ẽ betrifft, woraus natürlich folgt, daß die beiden Laute bei ihrem Eintritt noch nicht zusammengefallen waren, oder mit andern Worten, daß die „Weitung" des ĩ (und ũ) zu ẽ (und õ) jünger ist als die Nasalverdichtung.

In geographischer Hinsicht kann ich über den fraglichen Lautwandel vorerst nicht viel Sicheres sagen: dazu ist der Kreis meiner Untersuchungen noch zu eng. Was sich jetzt schon mehr oder weniger deutlich wahrnehmen läßt, ist etwa Folgendes: Das Gebiet der Nasalverdichtung muß bei den einfachen Längen, auch bei ĩ und

1) Wenn ich auch hinsichtlich des unserem nonds zu Grunde liegenden ahd. Substrats meine frühere Hypothese (nio ni wihtes) zu Gunsten der Fischer'schen aufgegeben habe, so kann ich doch Fischer's weiteren Ausführungen in Bezug auf dieses Wort noch immer nicht zustimmen. So namentlich, wenn er (Geogr. S. 69 Anm. 4) niuwiht(s) zunächst zu niuwet(s) werden läßt; denn das aus niuwets weiter folgende *niuts hätte nach dem, was ich II, S. 5 ff. über ahd. iu ausgeführt habe, bei uns nur *nuds oder allenfalls *nods ergeben können, da vor der Fortis t das u niemals gedehnt worden wäre. Ebenso falsch ist es, wenn Geogr. S. 57 geschlossen wird, nonds weise durch seinen „Monophthong auf Entstehung vor der nhd. Diphthongierung hin": gerade das Gegenteil ist der Fall.

Digitized by Google

ũ [1]), beschränkter gewesen sein als bei den unechten Langdiphthongen. Denn während sie diese letzteren im Bereich meiner Aufnahmen überall betroffen zu haben scheint, müssen sich ihr ĩ und ũ in dem Elta-Bezirk, sowie in dem wahrscheinlich damit zusammenhängenden östlichen hẽdl-Distrikt (s. oben S. 33) ursprünglich entzogen haben. Im allgemeinen kann man annehmen, daß ursprüngliche Nasaldehnung mit späterer Nasalverdichtung da vorliegt, wo z. B. šd(r)ompf, ronzl, wendṛ, dreŋgă ‚trinken' neben ãbl, kãzl, mãdl, šẽgl, drẽgă ‚tränken' steht [2]). Weiter aber wird man Verdichtung einfacher nasaler Länge voraussetzen dürfen für das Gebiet der Formen nint, nends, nonds, die ja — wenn anders niuuiht(es) als ihr ahd. Substrat gelten muß — gar nicht anders erklärt werden können [3]).

Man darf also immerhin vermuten, daß sich rings um das zentrale Gebiet mit frühzeitiger Dehnung bzw. Diphthongierung ursprünglich eine Zone mit einfacher Länge gelegt hat, die von der Diphthongierung nicht mehr erreicht worden [4]) und dann hinterher großenteils der Nasalverdichtung verfallen ist.

---

1) Ob ã und ẽ überhaupt irgendwo der Nasalverdichtung verfallen sind, bleibt noch zu untersuchen. Ich halte es, namentlich in Anbetracht der Thatsache, daß hãẽdl heutzutage weiter nach Süden reicht als hãd, wenigstens nicht für ganz ausgeschlossen, daß die oben (S. 30) angegebenen Grenzen nicht sowohl die Südostgrenze der Nasaldehnung, als vielmehr die Nordwestgrenze der Nasalverdichtung bei ã und ẽ darstellen.

2) Nur mehrsilbige Wörter mit gedehnter Stammsilbe bieten eine Gewähr dafür, daß wir es in einer Mundart wirklich mit Nasal-Dehnung und nicht mit der später zu besprechenden monosyllabischen Dehnung zu thun haben. — Eine andere Frage, auf die hier nicht eingegangen zu werden braucht, ist natürlich die, ob etwa in weiter östlich gelegenen Gegenden die Nasalverdichtung auch noch solche nasale Längen betroffen hat, die auf dem Prinzip der monosyllabischen Dehnung beruhten.

3) In Mundarten, die, wie die unsrige, die durch Nasaldehnung entstandenen Längen noch sämtlich diphthongiert haben, bieten diese Formen so ziemlich die einzige Möglichkeit, das Wirken der Nasalverdichtung auf einfache Längen festzustellen. Die echten Diphthonge haben sich, wie aus dem Bisherigen hervorgeht, der Nasalverdichtung überall und in jeder Stellung entzogen.

4) Dabei kommt es schließlich auf dasselbe heraus, ob die dritte Diphthongierungswelle schon vor Eintritt der Dehnung über die betreffenden Ge-

Digitized by Google

Aber freilich sind die lautgesetzlichen Verhältnisse gerade hier durch spätere Wortverdrängung so mannigfach gestört, daß es häufig genug nur bei genauester Kenntnis einer einzelnen Dorfmundart, insbesondere bei vollständiger Beherrschung ihres gesamten Wortmaterials möglich ist, ihre lautgesetzliche Stellung zur Nasaldehnung und Nasalverdichtung mit einiger Sicherheit zu bestimmen. In erster Linie haben, unter dem übermächtigen Einfluß der Verkehrssprache, die Formen mit erhaltenem bzw. restituiertem Nasal sowohl die diphthongierten als die einfachen Längen allenthalben zurückgedrängt, so daß diese oft bis auf wenige vereinzelte Reste verschwunden sind: so z. B. in dem südöstlichen Streifen mit hēdl und hǣdl, ferner am westlichen und nördlichen Rande des Oberamts Balingen [1]), sowie in der Steinlach. Weiter aber haben sich die einfachen Längen gelegentlich auch ihrerseits auf Kosten der diphthongierten Formen ausgebreitet: dies ist z. B. der Fall bei kēbed, das heute die größere Osthälfte des Oberamts Balingen einnimmt [2]).

Aus alledem geht hervor, daß es hier noch manche Nuß zu knacken gibt. Vor allem sollten einmal die Grenzen unserer Dehnung nach allen Seiten genau abgesteckt werden, ein Unternehmen, das besonders im Osten seine Schwierigkeiten haben wird, wo sich Nasaldehnung und monosyllabische Dehnung zu vermischen scheinen [3]).

---

biete hinweggegangen war, oder ob sie dieselben überhaupt nie erreicht hat, wie dies z. B. im Südwesten der Fall ist.

1) Immerhin kann man mittelst des früher (II, S. 65) von mir angewandten Näsonnements, bei dem nur (wahrscheinlich!) die Voraussetzung falsch war, daß Formen mit erhaltenem Nasal von je her ungedehnt waren, aus unserem *nonzg 90 auch jetzt noch wenigstens so viel schließen, daß für die größere (Nord-)Hälfte des u-Gebiets einfache Länge (*nŏzg, später nonzg) einst das Lautgesetzliche gewesen sein muß, da sonst das spurlose Verschwinden der Form *nāŏzg, die ich für Ostdorf und Umgebung noch immer postulieren muß, nicht zu erklären wäre.

2) Was ich Ostd. Stud. II, S. 70 in Beziehung auf dieses kēbed vorgebracht habe, zeigt nur, wie man ohne genügendes Material bisweilen mit der Stange im Nebel herumfahren kann.

3) Vgl. dazu oben S. 37 Anm. 2. Grenzlinien für einsilbige Wörter, wie sie Fischer auf Karte 1 gibt, helfen hier natürlich wenig, da ja die Dehnung z. B. in hād bei uns auf einem ganz andern Prinzip beruht, als etwa in Ellwangen oder Gmünd.

Digitized by Google

Was insbesondere die Nasalverdichtung vor Tenuis anbetrifft, so ist mir natürlich wohl bewußt, daß diese Hypothese vorläufig nichts weniger als gesichert ist. Immerhin kenne ich bis jetzt auch keine Thatsache, die direkt dagegen spräche; und zudem sehe ich — ganz abgesehen von unserer Nasaldehnung — keinen andern Weg, um zu einer befriedigenden Erklärung von Verbalformen wie unser doand, hoand, seand, geand u. s. f. zu gelangen.

Zum Schluß möchte ich auch noch einmal auf die Vorbedingung unserer Dehnung, die auf den Nasal folgende Tenuis, zu sprechen kommen. Denn die Darstellung, die ich I, 12 ff. von dem Auftreten derselben im Mhd. gegeben habe, befriedigt mich heute nicht mehr in allen Stücken. Erstens einmal hätte ich die Affrikata nicht gesondert behandeln sollen; denn es mußte doch bei Licht besehen für die Dehnung völlig gleichgiltig sein, ob auf die Tenuis gerade die homorgane Spirans folgte, oder irgend sonst ein Konsonant. Der schwächste Punkt ist aber entschieden der Abschnitt c) S. 14; denn mit dem daselbst in der Anm. 2) aufgestellten Synkopierungsgesetz 2 (oder vielmehr mit seinem Wirken vor der Nasaldehnung) sieht es bedenklich aus[1]: ich fürchte, ich habe mich da in einem gewissen circulus vitiosus bewegt.

Indes will ich hier, anstatt mich auf eine weitere Kritik meiner früheren Ausführungen einzulassen, die betreffenden Verhältnisse lieber gleich so darstellen, wie ich es jetzt für richtig halte.

Zunächst ist vorauszuschicken, daß unsere Mundart[2] schon

---

1) Ein Wort wie ahd. *wandarôn müßte, wenn jenes Gesetz vor die Nasaldehnung fiele, bei uns heute unbedingt *wädrä (statt wandrä) lauten; denn bei den schw. Vb. II müßte man dann z. B. auch für die 1. Sing. Ind. Präs. *wäntrön, für den Plur. Prät. *wäntröten u. s. w. ansetzen, oder mit andern Worten: die unmittelbar auf die Stammsilbe folgende Silbe hätte hier überall synkopiert werden müssen. Auch die Anlehnung an ein zugehöriges Substantiv, zu der ich I, 16 meine Zuflucht genommen habe, scheint bei wandrä ausgeschlossen. — Demgemäß wird besagtes Synkopierungsgesetz 2 etwa folgendermaßen zu modifizieren sein:

Unbetonte kurze Pänultima wird (nach kurzer oder langer Silbe) synkopiert vor dentaler Muta oder Spirans: also hēdš(ä), mēdš(ä), aber handlä, wandrä.

2) Natürlich sind diese Abweichungen keineswegs auf unsere Mundart beschränkt; indes habe ich ihre Verbreitung hier nicht zu untersuchen.

Digitized by Google

in der westgermanischen und ahd. Periode gewisse Abweichungen von den in den landläufigen Handbüchern aufgestellten Regeln aufweist.

Einmal nämlich ist die westgermanische Konsonantendehnung auch vor l und r bei uns keineswegs auf die germanischen Tenues beschränkt, sondern trifft jedenfalls auch die Medien bzw. stimmhaften Spiranten, woraus sich, ähnlich wie bei den n-Stämmen, allerhand Doppelformen ergeben[1]). Diese Konsonantendehnung erfolgte auch nach (natur- oder positions-)langer Silbe, und die Geminaten hielten sich dann auch in dieser Stellung mindestens bis zum Eintritt der althochdeutschen Lautverschiebung. Denn während die ungedehnten westgermanischen Medien[2]) nach Nasal im Althochdeutschen sämtlich[3]) unverschoben blieben, haben sich die gedehnten in die entsprechenden Tenues verwandelt. Diese Tenues waren wohl ursprünglich ebenfalls lang; doch scheint die Gemination noch im vorliterarischen Ahd. vereinfacht worden zu sein[4]).

Im Mittelhochdeutschen sodann sind die ahd. Tenues durchaus — auch nach Nasal[5]) — erhalten geblieben. Somit erscheint ahd. Tennis auch nach Nasal im Mhd. stets noch als solche, mag sie nun

1) in Verbindung mit nachfolgender homorganer Spirans aus westgermanischer Tennis verschoben sein, wie in däpf, šlēză, sǣgă — gsǣgă[6]) u. s. f.; oder

---

1) Auf die Möglichkeit einer solchen Erklärung habe ich schon II, S. 59 hingewiesen (s. dort auch die hergehörigen Zitate); doch ist mir erst inzwischen klar geworden, daß dieselbe allein zulässig und die von mir bisher in erster Linie vorgeschlagene aufzugeben ist. — Die Erscheinungen, die Michels (Mhd. Elmntrb. § 162) als spätmhd. „Verschärfung" verzapft, sind wohl ebenfalls größtenteils schon auf westgermanische Konsonantendehnung zurückzuführen, so daß dort nicht sowohl eine spätmhd. Weiterentwicklung als vielmehr ein nachträgliches Hervortreten längst bestehender Nebenformen in der spätmhd. Literatur vorliegen wird. Die Sache dürfte somit eher in Michels' § 135 gehören.

2) Solche sind nach homorganem Nasal vorauszusetzen: s. Streitberg, Urgerm. Gramm. S. 116 (§ 122).

3) Auch d: s. Ostd. Stud. I, S. 13 Anm. 4.

4) Vgl. Braune, Ahd. Gr.[3] § 96 Anm. 1 Abs. 3.

5) Wegen der angeblichen Erweichung von ahd. t nach Nasal vgl. widerum Ostd. Stud. I, S. 13 Anm. 4.

6) Ich nehme an, daß in unserer Mundart germ. k ursprünglich in demselben Umfang, wie germ. p und t zur Affrikata verschoben war, und daß

Digitized by Google

2) für sich allein westgermanischer Tenuis [1]) entsprechen, wie in wǣdr; oder aber

3) aus westgermanischer geminierter Media hervorgegangen sein, wie in läbälä, rə̄blä, gə̄b, lə̄b, šdə̄b [2]), šdǣblä, wēdl, brēdälä, Ēdeṛä, hǣdl, hēgä, rǣg u. s. f.; oder

4) fremden (vor allem natürlich romanischen) Sprachen entstammen, wie in äbl, mädl, dǣdä u. s. f.; oder endlich

5) in der Verbindung z den palatalisierten Velar des Romanischen vertreten helfen, wie in käzl.

Erst recht bleibt natürlich die ahd. Tenuis erhalten, wenn sie erst im Mhd. infolge von Synkope unmittelbar hinter einen Nasal zu stehn kommt, also in Fällen wie brə̄zä, ēd, hǣd. Wir sollten demnach auch in der 3. Sing. Ind. Präs. der starken Verba IV Formen erwarten wie *nǣd nimmt, *kə̄d kommt; jedoch sind diese lautgesetzlichen Formen bei uns [3]) der Ausgleichung verfallen, so daß wir heute dafür nemd, komd sagen. Und zwar ist *nǣd meines Wissens spurlos verschollen, während sich von *kə̄d wenigstens noch ein Reflex erhalten hat in einer Sage, die sich an den Flurnamen Kə̄d(ä) bzw. Kə̄dṛbax [4]) knüpft. Es wird nämlich erzählt, daß in

---

erst späterhin die Lautverbindung kχ als unbequem aufgegeben und, je nach der Stellung im Wort, zu kh oder k (heute k oder g) vereinfacht wurde. Man wird darin eine Art progressiver Assimilation sehen dürfen, wie ich andrerseits das hochalemannische χ (vgl. Michels, Mhd. Elmntrb. § 155) durch regressive Assimilation erklären möchte. Freilich gibt auch unser Glêre m. Hilarius(-tag) zu denken.

1) Wahrscheinlich war auch in diesem Fall die Tenuis ursprünglich gedehnt: westgerm. *winttrus; doch thut dies hier nichts zur Sache.

2) Man sollte doch endlich aufhören, solche Formen als niederdeutsch zu verzapfen, wie dies Bohnenberger & Co. mit „Lump" und „Stump" noch in neuester Zeit (Alemannia 1901, S. 257 f.: der Druckfehler „nd-Form" wird gratis dreingegeben) gethan haben. Unsere Vorfahren meinten noch nicht aus Patriotismus ihre Sprache mit Brocken aus dem Berliner Kasernendeutsch verzieren zu müssen.

3) Dagegen hat z. B. Schwenningen (Haag S. 17) heute noch lautgesetzliches nīt, khūt. Auch die weit verbreitete Form kond darf da, wo wir späte Nasaldehnung zu einfacher Länge mit nachfolgender Nasalverdichtung anzunehmen haben, wie z. B. in Erlaheim, als lautgesetzlich gelten.

4) Vgl. Blätter des Schwäb. Albvereins X, 76; die daselbst vorgeschla-

Digitized by Google

alten Zeiten ein „Reiter“, über deſſen Beziehungen zu Oſtdorf es verſchiedene Verſionen gibt, das Thal des Thalbachs entlang zu reiten pflegte, und daß dann regelmäßig bei ſeinem Herannahen an der Stelle, die deshalb heutzutage Kæ̃d(ă) heißt, der Ruf ertönte: jez kæ̃d r. Dieſe Sage nun, auf deren hiſtoriſchen Hintergrund wir hier nicht einzugehn brauchen, muß ſich doch wohl zu einer Zeit gebildet haben, wo die Verbalform ‚kommt‘ mit der erſten Silbe unſeres Flurnamens ganz oder nahezu identiſch war.

Aber auch ahd. Media wird im Mhd. zur Tenuis im Silbenauslaut, d. h. alſo entweder

1) im abſoluten Wortauslaut, wie in hăd, wăd, săd u. ſ. f.; oder

2) vor einem weiteren Konſonanten [1]), mag derſelbe nun ſeit ahd. Zeit unmittelbar auf die Media folgen, wie in kæ̃(d)bed, bæ̃dnägl, lădfrend, lägwid, hă(g)bŏm m. Aufſitzſtange im Hühnerſtall oder Vogelkäfig (< mhd. *hanchboum) u. ſ. f., oder aber erſt infolge ſpäterer Synkope in direkte Berührung mit ihr getreten ſein, wie in hĕdš, mĕdš [2]).

4. Später als die Diphthongierung der alten ê- und ô-Laute, indes vielleicht noch vor die Apokope des unbetonten -e fällt die Dehnung vor rm, die ſich bei uns auf a und ſeine Umlaute beſchränkt. Eben wegen dieſer Beſchränkung, die der Dehnung vor rm mit der vor rn gemeinſam iſt, habe ich früher (I, 21 f.) die beiden Erſcheinungen zu einer eigenen Gruppe zuſammengefaßt. Allein, wie ich bereits I, 27 f. als möglich angedeutet habe und wie ſich inzwi-

gene Erklärung des Namens ſcheint mir noch jetzt möglich, wenn auch allerdings recht unſicher.

1) Vgl. hiezu beſonders auch Heusler § 25: hier zeigt ſich bei uns wider ein merkwürdiger Anklang an ſchweizeriſche Verhältniſſe.

2) Auf Grund des I, 16 A. 1 erwähnten Synkopierungsgeſetzes hätten wir auch beim ſtarken Verbum III in der 2. 3. Sing. Ind. Präſ. Formen zu erwarten wie *glæ̃bšd *glæ̃bd, *fæ̃dšd *fæ̃d, *šbræ̃gšd *šbræ̃gd < *chlimpst *chlimpt, *fintst *fint, *sprincst *sprinct; doch hat ſich davon, ſoweit ich ſehe, nirgends eine Spur erhalten, und es heißt, infolge von Ausgleichung, ſtets glemšd glemd, fendšd fend, šbrexšd šbrexd — Auch bei den ſchwachen Verben I, deren Stamm auf Naſal + Media endet, iſt ähnliches vorauszuſetzen: es könnte ſich deshalb fragen, ob das oben erwähnte hĕgä unter dieſen Umſtänden nicht eher hierher zu ziehen wäre.

Digitized by Google

schen (vgl. auch II, 66 f.) immer mehr herausgestellt hat, war diese Gruppierung ein Fehler: die Dehnung vor rm hat, soweit ich jetzt sehe, mit der Dehnung vor rn (und überhaupt vor r + Dental) sonst lediglich gar nichts zu schaffen.

Den oben gegebenen chronologischen Ansätzen möchte ich selbst nicht allzu viel Wert beimessen. Der terminus a quo gründet sich darauf, daß auch jenseits der ér-aer-Grenze meines Wissens keine Formen wie *waerme, *gwaermä vorkommen. Indes beweist das, wie ich wohl weiß, schon deshalb nicht eben viel, weil solche umgelautete Formen meist innerhalb etymologischer Gruppen stehn, so daß z. B. die Form *waerme, selbst wenn sie ursprünglich in der That existiert hätte, inzwischen wahrscheinlich längst der Ausgleichung verfallen wäre und also heute trotzdem wérme lauten würde. — Zudem geht es nicht an, die Diphthongierung der é- und ó-Laute mit derjenigen der í- und ú-Laute in einen Topf zu werfen [1]). Unter diesen Umständen ist es aber auch bedenklich, die beiden Vorgänge ohne weiteres als gleichzeitig vorauszusetzen, wennschon mir bisher keine Thatsache bekannt geworden ist, die eine solche Annahme ausschlösse. Wenn ich demnach die Dehnung vor rm wegen des — übrigens, wie soeben gezeigt, nicht einmal ganz sicheren — Vorhergehns der é-Diphthongierung hinter diejenige vor Nasal + Tenuis gestellt habe, so ist diese Anordnung zwar wahrscheinlich zutreffend, aber auf unbedingte Richtigkeit darf sie vorläufig keinen Anspruch erheben. Ich habe mich eben bei der Einreihung faute de mieux an diesen Strohhalm anklammern müssen.

Noch schlimmer steht es mit dem terminus ad quem. An dem ganzen I, 22 von mir angestellten Räsonnement ist vielleicht nur soviel richtig, daß unser bärṇ [2]) auf einer falschen Proportion *arn: arm(e) = barn: barm(e) beruht. Allein daß das altauslautende m erst infolge einer ihrerseits durch die Dehnung des Stammvokals veranlaßten Svarabhakti zu n geworden sei, ist eine durch nichts bewiesene Voraussetzung; denn der Lautwandel m > n trat auch

1) Mit Recht hat dies Fischer (Geogr. S. 39) hervorgehoben.

2) Die Form bárṃ ist für Ostdorf charakteristisch; in den Nachbarorten heißt es meist bá(r)n, in Geislingen bárnd.

Digitized by Google

im Auslaut betonter Silben ein[1]). Demnach muß die Apokope des -e allerdings jünger sein als der erwähnte Lautwandel; aber für ihr zeitliches Verhältnis zur rm-Dehnung ergibt sich daraus kein Anhaltspunkt. Trotzdem glaube ich, diese Vokaldehnung gerade hier einfügen zu sollen, und zwar hauptsächlich in der Erwägung, daß solche dialektische Eigentümlichkeiten, die uns mit der Schweiz gemeinsam sind, in der Regel einer früheren Periode angehören als die von Norden vordringenden Lautwandelungen, die erst in späterer Zeit durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse begünstigt wurden. Während wir nämlich allen im Folgenden noch zu besprechenden Vokaldehnungen eine nördliche Herkunft zuschreiben müssen, stammt unsere rm-Dehnung zweifellos aus dem Süden, und dieser Umstand scheint mir immerhin darauf hinzuweisen, daß sie etwas früher anzusetzen ist.

Was die Nordgrenze von arm anbelangt, so ist dieselbe auf Fischer's Karte 18 im allgemeinen richtig angegeben; nur zieht Fischer die drei Orte Geislingen, Balingen, Hefelwangen fälschlich zum Dehnungsgebiet, während in Wirklichkeit heutzutage[2]) die Linie Leibringen—Erzingen—Endingen—Frommern die eigentliche Nordgrenze der Dehnung bildet, der Ostdorf nur noch als Insel vorgelagert ist. — Ich gebe nun auch noch von Frommern ostwärts die weiteren mir bekannten Grenzorte, da mehrere der in Betracht kommenden Dörfer auf Fischer's Karten fehlen; es sind dies also: Frommern—Weilheim—Thieringen—Unterdigisheim—Hartheim—Heinstetten—Stetten a. k. Markt—Unterschmeien[3]).

5. In der Zeit zwischen der Apokope des unbetonten -e nach haupttoniger Silbe und der Rundung von mhd. i(r) ist bei uns die

---

1) Vgl. Michels, Mhd. Elmntrb. § 101, 3. Auch nhd. „Turm" gegenüber mhd. turn (ostd. durn) beruht wohl auf einer falschen Proportion, wie etwa *wurn: wurme = turn: turme.

2) Daß es im Jahre 1890 noch anders gewesen, möchte ich freilich nicht ohne weiteres bestreiten.

3) Aus alledem geht hervor, wie gründlich falsch Haag's Linie 4 c in ihrem östlichen Verlaufe ist.

Digitized by Google

Erscheinung eingetreten, welche man ihrem ursprünglichen Wesen nach wohl am richtigsten als monosyllabische Dehnung bezeichnen würde, für die man indes, mit Rücksicht auf ihr späteres analogisches Umsichgreifen, den landläufigen Namen „Dehnung vor einfacher Konsonanz" vorerst nicht wird entbehren können [1]). Von den chronologischen Daten muß sich der terminus a quo erst im Verlauf der Untersuchung als richtig herausstellen [2]), wegen des terminus ad quem vgl. oben S. 10 f.

Fischer kommt (Geogr. S. 20) in Beziehung auf unsere Dehnung zu folgendem Resultat: „Verlängerung alter Kürze ist aus dem NO. gekommen; sie hat zuerst die einsilbigen Formen ergriffen, näher ihrem Ursprung that sie das auch bei doppelter Konsonanz, entfernter nur bei einfacher. Später wurden auch die zweisilbigen Formen ergriffen, aber nur bei einfacher Konsonanz und auch hier im äußersten SW. nicht." Diese Sätze, denen ich nur zustimmen kann [3]), schicke ich hier voraus, um mir dadurch ausführliche Erörterungen allgemeiner Art über die Natur unserer „Dehnung vor einfacher Konsonanz" zu ersparen. Da indes gerade diese Aufstellungen Fischer's den Beifall seiner Fachgenossen, soweit ich sehe, bisher nicht gefunden haben, so möchte ich zunächst doch auf einige der dagegen erhobenen Einwände eingehn.

Bohnenberger (Alemannia XXIV, 29 ff.) beruft sich auf

1) Vielleicht wäre es zweckmäßiger, die Dehnung vor Explosiva bzw. Spirans lenis im Inlaut, die ja durchaus den Charakter eines Lautwandels hat (vgl. unten S. 50 f.), für sich allein als „Lenisdehnung" zu behandeln. — Die von Haag eingeführte Bezeichnung „Lenisauslautdehnung" scheint mir weniger geeignet, da sie die Vorbedingung der Dehnung mit ihrer Folge verwechselt; nach Analogie seiner „K-Dehnung" u. s. w. müßte Haag eigentlich eher von einer „Fortisauslautdehnung" reden.

2) S. unten S. 75 ff.

3) Nur möchte ich betonen, daß bei den von Fischer (S. 19) ebenfalls hierher gezogenen Wörtern ‚Hand', ‚Wind', ‚Nacht', ‚Frucht' bei uns im Westen keinesfalls „monosyllabische", sondern vielmehr „Nasal- bzw. ll-Dehnung" vorliegt: der Fall ist also hier durchaus nicht „prinzipiell derselbe wie oben". Wenn vielmehr hier die alt-zweisilbigen Formen kurz sind, so beruht dies lediglich darauf, daß im Inlaut die Media (bzw. Lenis) wider an die Stelle der auslautenden Tenuis (bzw. Fortis) trat, welch' letztere die Vorbedingung für den Eintritt der Nasaldehnung bildete.

Digitized by Google

den (für die ältere Zeit[1]) gewiß zutreffenden) Satz, daß „offenbar der Bestand des württembergischen S.W. dem des badisch-elsäßisch-schweizerischen Gebietes näher stehend“ sei „als dem des N.O.“, und meint, „die Formen des äußeren Westens, von Baden, Elsaß und der Schweiz“ werde „kaum jemand unter das Gesetz des N.O. zu zwingen wagen“; er erklärt ferner, er „sehe nicht ein, wie man dieses Verfahren (i sāg: sāgə nördlich des Bodensees) mit dem des N.O. zusammenbringen kann, zumal beide Gebiete ... durch einen breiten Streifen getrennt sind.“ Zu dieser Einsicht hätte indes Herrn Bohnenberger m. E. Fischer's Anm. 2 auf Seite 20 seiner „Geographie“ verhelfen können. Oder sollte sich Herr Professor Dr. Bohnenberger nicht vorzustellen vermögen, daß die monosyllabische Dehnung bei ihrem Auftreten im Nordosten die unbetonten -e noch vorgefunden hat, während dieselben später bei ihrem Eintreffen im Norden des Bodensees bereits abgefallen waren? Meinem beschränkten Laienverstand leuchtet so etwas ohne weiteres ein. Was ich dagegen meinerseits nicht verstehe, ist, wie Herr Bohnenberger, angesichts des oben erwähnten i sāg: sagä, zu der Behauptung kommt, daß der Südwesten „heute ohne Rücksicht auf Wortauslaut oder Wortinlaut verfährt“: dort liegt doch deutlich monosyllabische Dehnung vor. Die „Verschiedenheit der folgenden Konsonanz“ macht sich nur darin geltend, daß das analogische Eindringen der Dehnung in die mehrsilbigen Formen in der Regel nur vor folgender Lenis stattgefunden hat, während andrerseits vor folgender Fortis meist Ausgleichung zu Gunsten der Kürze erfolgt ist[2]).

1) Vgl. oben S. 44.

2) Heusler's m. E. in der Hauptsache richtige Erklärung der Vokaldehnung in geschlossener Silbe (D. alem. Consonantismus in d. Ma. v. Baselstadt §§ 20 ff.) scheint Bohnenberger & Co. auch heute noch nicht einzuleuchten: sonst wäre Alemannia N. F. II, S. 252 f. wohl nicht von „Bildungen mit ehemaliger gutturaler und labialer Explosiva fortis im Wortauslaut und daraus folgender Bewahrung der Vokalkürze gegenüber inlautender Explosiva lenis mit Vokaldehnung“ die Rede und hieße es namentlich S. 250 nicht von Wörtern mit „ehemaliger auslautender Explosiva fortis gegenüber inlautender lenis“: „Meist ist die Auslautform durch die Inlautform verdrängt worden.“

Digitized by Google

Sodann hat ein Herr Ritzert in einer im wesentlichen kompilatorischen Arbeit (PBB. XXIII, S. 131 ff.), die sich — wie alle Kompilationen — bei der Zunft außerordentlicher Beliebtheit erfreut[1]), unter Berufung auf Bohnenberger's soeben zitierte Ausführungen gegen Fischer's Annahme „Front machen" zu müssen geglaubt. Allein — es ist geradezu tragisch! —, indem Herr Bohnenberger unsere Mundart nicht „unter das Gesetz des N.O. (unter dem hier etwa Bayern oder allenfalls Thüringen zu verstehn sein wird) zwingen" lassen will, liefert er Herrn Ritzert die Waffen, der uns nun, dem allgemeinen Zuge der Zeit folgend, unter das norddeutsche Joch zu beugen sucht. Denn — vermutlich in der Annahme, die Lautgesetze seien in früheren Zeiten von den Gestaden der Nord- und Ostsee nach Oberdeutschland importiert worden, etwa wie heutzutage die Professoren der Germanistik — schreibt Herr Ritzert das niederdeutsche Prinzip der Vokaldehnung in offener Silbe auch dem Schwäbischen zu und belehrt uns demgemäß (l. c. S. 158): „Die Dehnung ist vielmehr zuerst in zweisilbigen Wörtern . . . eingetreten, in denen der Vokal in ungedeckter Silbe stand, und aus diesen ist sie auf die einsilbigen übergegangen. Es ist keineswegs mit F. annehmbar, daß die für das Alemannische giltige Dehnung einsilbiger Wörter mit auslautender Lenis[2]) und die . . . Dehnung einsilbiger Wörter mit Doppelkon-

1) Das allgemeine Entzücken über diese „sehr verdienstliche Zusammenfassung" ist so groß, daß man dem Autor alles unbesehen glaubt. Hiefür ein Beispiel. L. c. S. 137 steht bei Ritzert zweimal fälschlich „Epfingen" statt „Epfendorf", ein Versehen, aus dem ihm m. E. kein besonderer Vorwurf zu machen ist, da einem Dialektforscher, der seine Arbeiten über das gesamte hochdeutsche Gebiet ausdehnt, unmöglich zugemutet werden kann, alle für ihn in Betracht kommenden Orte im Kopf zu haben. Aber nun kommt erst das Heitere an der Sache: Herr Michels zitiert den betreffenden Passus und schreibt bei dieser Gelegenheit den zweimal nach einander vorkommenden Schnitzer, den er aus Fischer's Atlas leicht berichtigen konnte, beidemal begeistert nach, so daß nun auch in seinem Mhd. Elementarbuch § 137 Anm. ein nicht vorhandenes „Epfingen am oberen Neckar" paradiert.

2) Hier verwechselt Herr Ritzert — wenn anders Heusler mit seinen Aufstellungen (§ 16 ff.) Recht hat — Ursache und Wirkung: nicht „Dehnung einsilbiger Wörter mit auslautender Lenis" liegt im Alemannischen vor, sondern Dehnung einsilbiger Wörter mit auslautender Fortis, die

Digitized by Google

sonanz im N.O. des Schwäbischen unter einen Hut gebracht werden können. . . . . Von der Wirkung eines einheitlichen Gesetzes kann somit hier absolut keine Rede sein." — Was soll man zu alledem sagen? Ich denke, es genügt, darauf hinzuweisen, daß es bei uns weit und breit keinen Fall gibt, wo innerhalb desselben Paradigmas Länge in offener Silbe neben Kürze in geschlossener stünde, wohingegegen sich von dem umgekehrten Verhältnis auch bei uns wenigstens noch Spuren nachweisen lassen [1]). Und auch sonst macht sich die Wirkung gewisser der Vokaldehnung abholder einfacher Konsonanzen in erster Linie in mehrsilbigen Wörtern geltend, während sie in einsilbigen seltener und jedenfalls nur da zum Vorschein kommt, wo die Kürze aus mehrsilbigen Formen übertragen ist [2]). Endlich aber: wie erklärt Herr Ritzert die in Westschwaben weit verbreiteten Fälle wie fál, fèal, fól [3]), bei denen weder von Übertragung der Dehnung aus einer mehrsilbigen Form noch von Einwirkung der nachfolgenden Konsonanz die Rede sein kann?

Es wird also dabei sein Bewenden haben müssen, daß unsere „Dehnung vor einfacher Konsonanz" ihren Ausgang von den einsilbigen Formen genommen hat, und daß wir demgemäß auch hier — ähnlich wie bei der Diphthongierung der alten Längen [4]) — den heutigen Lautstand des Südwestens, der Gegend jenseits von Haag's Linie 2 ζ, für unsere Mundart als Vorstufe der heutigen Verhältnisse voranszusetzen haben.

Nunmehr gehe ich dazu über, die Entwicklung der „Dehnung vor einfacher Konsonanz" in Ostdorf, so wie sie sich von dem soeben präzisierten Standpunkt aus darstellt, im einzelnen zu schildern, mit gelegentlichen Seitenblicken auf die geographische Ausdehnung der verschiedenen Erscheinungen.

Zunächst trat also Vokaldehnung ein in (alt- und neu-)einsilbigen Wörtern im absoluten Auslaut und vor einfacher Konsonanz,

---

erst infolge der Dehnung des vorhergehnden Vokals zu Lenis geworden ist. Vgl. übrigens auch oben S. 45 Anm. 1.

1) S. unten S. 53 Anm. 3; S. 58.

2) Vgl. unten S. 52 f.; 55 f.; 60; 62 ff.

3) S. unten S. 60 ff.

4) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 16.

Digitized by Google

welch' letztere nach der mhd. „Auslautregel“ (s. Michels, Mhd. Elmntrb. § 31) durchweg in ungeminierter Fortis bestehn mußte. Für die Fortis und Lenis noch heute unterscheidenden Mundarten des alemannischen Südwestens hat nun Heusler (§ 16 ff.) m. E. überzeugend nachgewiesen, daß bei der Dehnung des Vokals die nachfolgende Fortis zur Lenis abgeschwächt wurde [1]), und ich denke, im Hinblick darauf, daß nur die Lenis später bei uns die Ausbreitung der Dehnung auch auf die mehrsilbigen Formen gestattete, wird man die Fortisabschwächung auch für unsere Mundart voraussetzen dürfen, wenngleich diese Fortis und Lenis heute nicht mehr auseinanderhält, und demnach auch keinen direkten Anhaltspunkt für eine solche Annahme bietet [2]).

1) Wenn man, wie ich es thue, der ganzen Erscheinung das Prinzip der monosyllabischen Dehnung zu Grunde legt, so muß man natürlich (im Gegensatz zu Heusler § 26) annehmen, daß Vokaldehnung und Fortisabschwächung zu einander im Verhältnis von Ursache und Wirkung stehn. Doch muß ich gestehn, daß ich Bopp's gerade entgegengesetzte Auffassung, wenn ich sie auch nicht teile, vom Standpunkt seiner Mundart aus doch nicht ganz so „seltsam“ finde, wie Fischer (Geogr. S. 20 Anm. 1): Bopp könnte jedenfalls für sich geltend machen, daß, wenn man für die Zeit der monosyllabischen Dehnung lautgesetzliche Abschwächung auslautender Fortis nach langem Vokal annimmt, ja auch die Fortes bzw. Geminaten in root, oss, glice u. s. w., die Haag (S. 29) für Schwenningen bezeugt, aus dem Inlaut übertragen sein müssen. — Seltsam erscheint mir eher Heusler, wenn er § 17 die Dehnung nur „unter gewissen Accentbedingungen“ eintreten läßt, und uns § 22, ganz im Jargon der Sievers'schen Schule, des näheren belehrt, daß hier der stärker bzw. „schwächer geschnittene Accent“ im Spiele sei. Ich bleibe dem gegenüber dabei, daß die monosyllabische Dehnung in haupttoniger Silbe ausnahmslos eintrat; wegen der scheinbaren Ausnahmen s. unten S. 70 ff. — Leider hat sich auch Fischer in der soeben zitierten Anmerkung (1, S. 20) schließlich noch zu einer Konzession an die Akzent-Fanatiker herbeigelassen:

Denn was man nicht erklären kann,
Das sieht man als Pausalform an.

2) Dagegen halte ich bei den Mundarten des Ostens, welche monosyllabische Dehnung vor jeder beliebigen Doppelkonsonanz, z. B. auch vor Affrikaten, eintreten lassen, die Fortisabschwächung für ausgeschlossen. Dementsprechend ist dort die Dehnung schließlich auch vor etymologischer Fortis in die mehrsilbigen Wörter eingedrungen, und wir finden z. B. in Dorfmerkingen bódà (Kas. obl.) Boten, wêdr Wetter, in Langenau ebenfalls bódà (aber wêdr), in Gmünd wêadr (aber bodà).

Digitized by Google

Die auslautende einfache Fortis konnte im Frühneuhochdeutschen [1]) zurückgehn

I) auf ahd. Media bzw. Lenis, nach der mhd. Auslautregel;

II) auf ahd. Tenuis bzw. Fortis;

III) auf urspr. Geminata, die indes in alteinsilbigen Wörtern schon seit ahd. Zeit vereinfacht war: s. Braune, Ahd. Gr.[2] § 93a;

IV) auf ahd. Nasal + Media (mb, ng), jedoch nur in neueinsilbigen Wörtern [2]): s. Michels, Mhd. Elementarb. § 164.

Für die eigentliche monosyllabische Dehnung als Lautwandel war diese verschiedene Herkunft der auf den zu dehnenden Vokal folgenden Fortis natürlich ganz gleichgiltig: nicht so jedoch für das analogische Eindringen der Dehnung in die mehrsilbigen Formen, da im Inlaut die ursprüngliche Lenis oder Geminata wider hervortrat, und sich von der ursprünglichen einfachen Fortis unterschied. Es empfiehlt sich daher, im Folgenden, wegen der zahlreichen Ausgleichungen zwischen ein- und mehrsilbigen Formen, auch die auslautenden Fortes je nach den Lauten, die ihnen im Inlaut entsprechen, auseinander zu halten und demgemäß die Dehnung vor ursprünglicher Lenis, Fortis und Geminata je für sich zu behandeln. Können dabei die alten Geminaten und die erst in mhd. Zeit aus Nasal + Lenis assimilierten Nasalgeminaten zusammengenommen werden, da der Unterschied zwischen diesen beiden auch im Inlaut nicht mehr hervortrat, so müssen wir andrerseits zwischen den ursprünglichen Lenes eine weitere Unterscheidung treffen, da sich hier die Liquiden zu der analogischen Ausbreitung der Dehnung anders stellen, als die Explosiven und Spiranten.

I. a) Der Ausbreitung der Dehnung am günstigsten ist Explosiva bzw. Spirans lenis. Auch hier hat sich die Länge wohl zunächst innerhalb der stofflichen Gruppen von den einsilbigen auf die mehrsilbigen Formen ausgedehnt; aber mit der Zeit scheint die

1) Vgl. Michels, Mhd. Elmntrb. § 8, 2.

2) In alt-einsilbigen Wörtern trat dafür natürlich Nasal + Fortis ein. Daher muß z. B. von ahd. chrumb der unflektierte Nom. Sing. in unserer Mundart damals lautgesetzlich *krʊ̄(m)p < mhd. chrūmp (mit Nasaldehnung), dagegen der Nom. Plur. M. F. (ahd. chrumbe, -o) *krū(m) < mhd. chrumme gelautet haben.

Digitized by Google

Verbindung Kürze + Lenis der Mundart geradezu unbequem geworden zu sein, und schließlich ist nun die Dehnung vor diesen Lenes mit solch ausnahmsloser Regelmäßigkeit auch in mehrsilbigen Wörtern eingetreten, daß wir einen weiteren Lautwandel zu konstatieren haben, den wir etwa mit Haag als Lenisinlautdehnung bezeichnen und folgendermaßen definieren können: Alte Kürze wird gedehnt vor Explosiva[1]) oder Spirans lenis.

Beispiele: gráb n. Grab Pl. grébr, gráb(ă) swm. Graben, grábă graben — i gráb, nábl m. Nabel, nèabl m. Nebel, nèabr m. Eber[2]), i gib ich gebe (Ind.) — i gèab (Konj.), gríblă grübeln, üb euch; rád n. Rad Pl. rédr, šád(ă) swm. Schaden, šádă schaden, wádl m. Schwanz, lèadr n. Leder, nídr niedrig, i súd ich siede, bsúdlă befudeln, fídlă n. Arsch < mhd. *vüdeloch; šlág m. Schlag[3]) Pl. šlèg, dág m. Tag, dágă tagen[4]), wág(ă) swm. Wagen, ságă sagen — i ság, wèag m. Weg[5]), ligă liegen — glèagă, ígl m. Igel, béglă bügeln, flúg f. Fliege, kúgl f. Kugel[6]); hóf m. Hof Pl. héf,

1) Zu den Explosiven gehörte damals auch schon b < w, das indes nach alter Kürze nur in der Verbindung ub < juw (vgl. Ostd. Stud. II, S. 12) vorkam. Im Auslaut neu-einsilbiger Wörter wird auch dieses b zur Fortis geworden sein, so daß also z. B. im Nom. Sing. Mask. von niuwi unmittelbar vor der monosyllabischen Dehnung flektiertes *nuber neben unflektiertem *nup, nachher zunächst *nuber neben nüb gestanden haben wird.

2) Wegen des anlautenden n vgl. Fischer, Geogr. § 49 Abs. 1.

3) Unsere Mundart kennt nur die gedehnte Form: also z. B. auch doubă-šlág. Das ungedehnte šlag, das nach Bohnenberger & Co. (Alemannia N. F. II, S. 253) in Bodelshausen vorkommt, geht gewiß auf ein ahd. *slac(k) < westgerm. *slagg- zurück: wie bei so vielen später der i-Deklination folgenden Substantiven, wird auch hier ein alter u-Stamm zu Grunde liegen, und da bei der u-Deklination im Westgermanischen in gewissen Kasus (Nom. Plur. *slaggjuz, Gen. Plur. *slaggwōm: vgl. Streitberg, Urgerm. Gramm. § 177) Konsonantengemination eintreten mußte, so konnte es wohl kommen, daß dieselbe in einzelnen Fällen die Oberhand gewann. — Ähnlich erklärt sich unser šuz m. Schuß < ahd. *scutz < westgerm. *skuttuz.

4) Nur unpersönlich gebraucht; z. B. s dágăd es wird Tag.

5) Wegen äweag ‚weg' s. unten S. 70.

6) Dazu (indes wahrscheinlich nur volksetymologisch angelehnt) kúglupf m. dicker, in einer ringförmigen Form (kúglupf-módl) gebackener Kuchen (nach v. Schmid, Schw. Wb. S. 248 = bayr. „Hefenknopf"), im württembergischen Unterland góglopfă, im Hohenlohischen golobă genannt.

Digitized by Google

hâf(ă) swm. Hafen, hèfnr m. Töpfer, óf(ă) swm. Ofen, glûf f. Stecknadel, héfl m. aufbewahrter Brotteig, der ſtatt der Hefe zum Säuern verwandt wird[1]) < ahd. *hefil; grás n. Gras, grásă Gras holen, Unkraut im Saatfeld ausjäten, glás n. Glas Pl. glésr, glése gläſern, bás f. Tante[2]), hás(ă) swm. Haſe, lèasă leſen — i lis, ésl m. Eſel, hós f. Hoſe; fi n. Vieh, šlăă ſchlagen — i šlá, šdăl m. Stahl < ahd. stahal, sẽă ſehen — i sí — gsẽă, glie geliehen, i zú ich ziehe, bíl n. Beule[3]) < ahd. buhil.

Die Partikeln (Präpoſitionen, Adverbien, Konjunktionen) haben neben den regelmäßigen, gedehnten auch ungedehnte Formen, die dafür eintreten, wenn die betreffende Partikel nicht den Satzton trägt[4]); alſo z. B. á(b) und ab, ibr und ibr, gégă und gegă, wèagă und weagă, widr und widr, ábr und abr, ódr und odr. Demnach heißt es z. B., je nachdem das vorletzte oder das letzte Wort betont iſt: wen r widr komd oder wen r widr komd.

Wegen wanr, reană u. ſ. f. ſ. unten S. 72.

I. b) Etwas anders liegen die Dinge bei den einfachen Liquiden: hier haben die mehrſilbigen Formen der Ausbreitung der Dehnung bald mehr, bald weniger widerſtrebt, und zwar ſo, daß in einzelnen Fällen die Kürze ſogar ihrerſeits in die einſilbige Form eingedrungen iſt.

1) Dann überhaupt = ‚Überbleibſel, Reſt'; das Wort iſt nicht zu verwechſeln mit hefă f. Hefe < ahd. *heffia. An héfl angelehnt iſt sourhéfl m. Sauerampfer. — Es iſt gewiß unrichtig, wenn Haag (S. 34) bei ſchwenn. hofal „Erweichung der Fortis" annimmt: dieſes Wort hat überhaupt nie Fortis (bzw. Geminata) gehabt. Auch ſchwenn. šafo (= oſtd. šâaf f. Schote, ſpez. Bohnenſchote, dann übertr. = cunnus) wird wohl eher auf ein ahd. *scëfa zurückgehn und mit „Schiff" nichts zu thun haben.

2) Dagegen bäsle n. Couſine. Ebenſo: fedr m. Onkel, fedrle n. Couſin.

3) Plur. bílr. In der Bedeutung ‚Hügel' kommt das Wort bei uns nur noch in Flurnamen vor: z Bil, uf m Bille, uf m Frbrendă Bil, Gšdelbil.

4) So entſchieden ich beſtreiten muß, daß in hiſtoriſcher Zeit (vgl. auch unten S. 70, Anm. 4) entſtandene Pauſal- oder Tieftonformen in unſern Mundarten erſtarren, d. h. unter andern Akzentbedingungen als denen, unter welchen ſie entſtanden ſind, vorkommen können — und gerade dieſe Hypotheſe bildet ja die Panacee, mittelſt deren die Akzentfanatiker alle Schäden der neuhochdeutſchen Grammatik heilen möchten —, ſo wenig fällt es mir natürlich ein, die Exiſtenz ſolcher Formen überhaupt zu leugnen.

Digitized by Google

Am stärksten ist der Widerstand bei m. Beim Nomen sind mir zwei Fälle bekannt, wo die Kürze aus den mehrsilbigen Formen schließlich auch in die einsilbigen übergegangen ist, nämlich drom u. „Trumm“ [1]) Pl. dremr (< mhd. drümer) und from frommr [2]) flekt. fromr (< mhd. vrumer); sonst ist hier, wenn innerhalb einer stofflichen Gruppe ein- und mehrsilbige Formen abwechseln, die Länge durchgedrungen: nām(ä) swm. Name [3]), räm f. Rahmen, brēam f. Bremse, lām lahm, abgestanden (von Getränken), zām zahm. Ebenso herrscht natürlich Länge in der stets einsilbigen betonten Pronominalform ēm ihm [4]). — Beim Verbum hat die Kürze etwas häufiger die Oberhand gewonnen: se šemă sich schämen — i šem me — šem de, komă kommen — i kom — i dĕ komă. Auffallend ist nēamă ‚nehmen‘, das in den Formen mit altem ē Dehnung, sonst aber überall Kürze hat: i nem — mr nēame — gnomă; vielleicht ist hier das m erst später wider analogisch in lautgesetzliche Formen wie nēa, *nēad < nēn, nēnt (vgl. Michels, Mhd. Elmtrb. § 156) eingefügt worden, wie denn der Infinitiv nēa in unserer Mundart noch heute neben nēamă vorkommt. Verba wie ārāmă ‚einrahmen‘, lēmă ‚lähmen‘, zēmă ‚zähmen‘ stehn natürlich unter dem Einfluß des Nomens, von dem sie abgeleitet sind.

Vor allem aber haben die mehrsilbigen Formen, die nicht in

1) D. h. speziell 1) Fadenende, 2) kurzes (etwa meterlanges) Stück eines Baumstamms, das dann der Länge nach in šeidr zerspalten werden kann.

2) Das Wort stammt wohl aus der Kirchensprache; der echt volkstümliche Ausdruck für diesen Begriff ist eher hôalig (daher z. B. hôalig wêarâ Pietist werden, dĕ hôaligă die Pietisten). Analogische Einwirkung von vrummen (oder vielmehr vrümen!), wie sie Bohnenberger & Co. (Alemannia N. F. II, S. 251) für möglich halten, ist kaum denkbar: dazu weicht das Kompositum âfremă ‚bestellen‘ (bei einem Handwerker), in dem allein unsere Mundart jenes Verbum (vielleicht! denn es könnte auch vremen darin stecken) bewahrt hat, in der Bedeutung zu stark von from ab.

3) Das ursprüngliche Verhältnis schimmert noch durch in der Interjektion gods namă! in Gottes Namen!, wo sich die Kürze erhalten hat.

4) Bei den pronominalen Dativen deam ‚diesem‘ (mhd. dëme) und weam ‚wem‘ (mhd. wëme) ist die Kürze nicht lautgesetzlich, sondern Analogiebildung nach ęam ‚jenem‘ < mhd. ënem (vgl. dazu unten S. 73), wie ja auf dem Einfluß dieses letzteren Pronomens z. B. auch die Nasalierung im Nom. Sing. Mask. dęar ‚dieser‘ (gebildet nach ęar ‚jener‘ < mhd. ëner) beruht.

Digitized by Google

grammatischem Wechsel mit einsilbigen stehn, mit wenigen Ausnahmen die alte Kürze bewahrt[1]): hamr m. Hammer, kamr f. Kammer, haml m. Hammel, samlă sammeln, zsemă zusammen, šeml m. „Schemel“[2]), hemăd n. Hemd, kemăd u. Kamin[3]), heml m.

1) Bohnenberger & Co. (l. c. S. 251 f.) hätten dem Ritzert die (übrigens zuerst von Heusler aufgestellte) Theorie von dem „angerückten l, r“ lieber nicht nachbeten, oder, wenn sie das schon thaten, sie wenigstens nicht mißverstehn sollen. Daß jene Theorie auf schwäbische Verhältnisse nicht anwendbar ist, ergibt sich schon aus dem Ostd. Stud. I, 14 Anm. 2 sub 1. erwähnten Synkopierungsgesetz. Denn, zugegeben selbst die Möglichkeit einer Synkopierung der Mittelsilbe nach Liquida bei erhaltener Ultima (die ich, abgesehen von dem oben S. 39 Anm. 1 erwähnten Fall, für die damalige Zeit überhaupt leugne: vgl. auch unten S. 72 Anm. 1) — wie will man dann erklären, daß auch in Wörtern wie haml, die zur Zeit unserer Dehnung höchstens noch in zwei (dazu nicht einmal häufigen) Kasus (Dat. Plur. und vielleicht Gen. Sing.) silbische Endung hatten, die Kürze durchgedrungen ist? — Bohnenberger & Co. scheinen nun aber Heusler's an sich vielleicht ganz vernünftige, nur eben für's Schwäbische seiner Synkopierungsgesetze halber nicht passende Hypothese gar noch dahin verbessern zu wollen, daß sie die Gruppen ml, mr (die sowohl Ritzert als Heusler nur in Fällen wie himlen, himlist voraussetzen) auch silbenschließend, also selbst in Fällen wie himl-komt, auftreten lassen. Anders kann man es wenigstens kaum verstehn, wenn die Tübinger Firma l. c. S. 252 orakelt: „Durch verschiedene Silbengrenze erklärt sich: hĕml aus himel, aber hĕmələ = himelen in M.“ (wo steht das übrigens bei Bopp?) Oder sollte man in Tübingen im Ernst für möglich halten, daß bei Substantiven eine Satz-Sandhiform die Oberhand gewinnt?

2) Dieses Wort hat bei uns nicht die schriftsprachliche Bedeutung (wir sagen statt dessen šdübäšdiele), sondern bezeichnet einen bestimmten Teil des Wagens, für den ich in der Schriftsprache keinen kurzen Ausdruck finde, so daß ich etwas weit ausholen muß. Auf dem vorderen „Achsenstock“ (vgl. dazu Ostd. Stud. II, S. 44) liegt zunächst das griesbrid auf, aus dem ein eiserner Zapfen, der „Blocknagel“ (blórnägl: vgl. unten S. 63 Anm. 3) emporragt; um diesen Zapfen nun dreht sich in horizontaler Richtung ein auf dem griesbrid aufliegender viereckiger Balken, auf dem das obere Wagengestell ruht: dieser Balken heißt bei uns šeml (in Onstmettingen gišblog, in Hausen i. Killerthal und Beringendorf ghilfblog).

3) Die Endung -ăd beruht auf Suffixvertauschung; kemăd ist in unserer Gegend vorherrschend, nur im NW. tritt dafür kemĭg (bzw. -ix) ein: Vorposten letzterer Form gegen uns her sind Flözlingen — Irslingen — Leidringen — Ifingen — Erlaheim — Heiligenzimmern (die bisher genannten Orte haben ĭg, die folgenden ix) — Mühringen — Eckenweiler — Remmingsheim. (Ebenso hat z. B. Bergfelden auch komix Kummet.)

Digitized by Google

Himmel, komäd n. Kummet, somr m. Sommer, dremlä taumeln[1]), kemix m. Kümmel[2]). — Länge iſt mir in unſerer Mundart nur bei drei derartigen Wörtern bekannt: ēmr m. Emer (triticum dicoccum), dēāmr m. Dämmerung, ēme n. Imbi[3]).

Schon bedeutend weniger ſträubt ſich l gegen die Dehnung des vorhergehnden Vokals. Beim einſilbigen Nomen iſt mir hier kein Fall von Kürze bekannt: šāl f. Schale[4]), wāl f. Wahl[5]), zāl f. Zahl[6]), gèal gelb[7]) < ahd. gëlo, šbīl n. Spiel, kól f. Kohle, hól hohl, él n. Öl. — Beim Verbum haben wir zwar šelä ſchälen[8])

---

1) Doch wohl < mhd. *trümelen (oder *drümelen?): vgl. dazu Erbe, D. ſchwäb. Wortſchatz S. 27. — Dazu noch dremēlig ſchwindlig (s išd mr dremēlig); dremēle n. 1) beinerner Hoſenknopf 2) aus einem ſolchen Knopf verfertigtes Spielzeug, eine Art Kreiſel (s dremēle šbreɣä lāō); dremlsub f. ebenfalls ein Spielzeug, beſtehnd aus einer leeren Haſelnuß, durch die ein hölzernes, unten mit einem Apfel oder einer Kartoffel beſchwertes Stäbchen geſteckt wird; auf dieſes Stäbchen wird (innerhalb der Nuß) ein Faden aufgewickelt, deſſen anderes Ende durch ein Loch in der Nußſchale hindurchläuft. Packt man nun die Haſelnuß mit der einen Hand und zieht mit der andern kräftig an dem Faden, ſo wickelt ſich dieſer ſo raſch ab, daß das Stäbchen mitſamt dem unten angebrachten Apfel in Schwung gerät und ſchließlich den abgewickelten Faden, wenn man ihn rechtzeitig losläßt, von ſelbſt wider aufwickelt.

2) Auch hier haben wir wider Suffixvertauſchung, diesmal auch bei uns zu Gunſten des -ix.

3) Das ēme iſt bei uns ein Getreidemaß, und zwar der vierte Teil eines fierdl; z. B. ā-n- ēme hábr.

4) Z. B. von Nüſſen; dagegen heißt die Kartoffelſchale šolfäx f., die Schale von Äpfeln u. dergl. houd f. — Mit dieſem einheimiſchen šāl iſt bei uns (auch dem Geſchlecht nach) zuſammengefallen das aus engl. shawl entſtandene šāl f. Shawl, Kopftuch (bei der jüngeren weiblichen Generation an die Stelle der bagähoub getreten: vgl. Bl. d. Schw. Alby. X, 117): alſo zwuo šālä auch = zwei Shawls.

5) Erwähnenswert iſt der Ausdruck d wāl = frz. le plus préférable; z. B. ä šē giedle išd d wāl fur ēn bourä.

6) Dieſes Wort bezeichnet bei uns auch das Aſyl, wo beim fahrenden Spiel nicht gefangen werden darf (im Hohenlohiſchen bode f.).

7) Daneben ſteht ein (ohne Zweifel ſtammverwandtes) Adjektiv ɣalb < ahd. ëlo (oder eigentlich ëlwe), womit die blaßgelbe, welke Farbe der unter Luft- und Lichtmangel leidenden Zimmerpflanzen bezeichnet wird.

8) Herrn Nitzert (l. c. S. 158) erſcheint „als das einzig mögliche“ die Annahme, daß hier und bei zelä noch die alte Geminata nachwirke: aber wie ſteht es dann mit der Kürze bei holä und solä?

Digitized by Google

— i šel, zelä zählen — i zel, solä sollen [1]) — i sol, holä holen — i hol; doch kommt neben holä auch schon, wenngleich seltener, gedehntes hólä vor, und ausschließlich herrscht die Länge z. B. bei zálä zahlen, wálä wälzen, rollen [2]), wélä wählen, šdèalä stehlen — i šdíl — gšdólä, šbílä spielen, dólä dulden < ahd. dolôn, oushílä aushöhlen. — Wörter ohne einsilbige Formen sind bei l überhaupt nicht häufig; die Kürze ist erhalten in šwilig schwül < mhd. *swilec, sele so sehr [3]) < mhd. sölich, belr m. Böller < mhd. böler, sowie in den Fremdwörtern dèlr n. Teller [4]) und jule m. Juli; Länge erscheint in wélr welcher < mhd. welicher, mile f. Mühle, gúlr m. Hahn [5]), file n. Füllen < mhd. vülin. Wegen wol wohl s. unten S. 71.

Vor in- und auslautendem einfachem r ist Vokaldehnung Regel; die einzige einigermaßen sichere Ausnahme bildet karig karg, geizig [6]) < ahd. karag. Im übrigen finden wir durchweg Länge:

---

1) Dieses Wort ist bei uns im ganzen Indikativ Präs. zur konjunktivischen Flexion übergegangen: sol, solèšd, sol; sole, sole, sole.

2) Wird transitiv und intransitiv gebraucht: ęabès uf d seidä wálä; d kend wáläd uf m bódä rom. — Übrigens scheint sich in unserem wálä ein ahd. walôn ‚wälzen' mit ahd. wallôn ‚sprudeln' vermischt zu haben; denn man sagt z. B. auch von einer Wunde: s bluod išd rousgwäläd.

3) Z. B. id sele feil nicht gar so viel; daneben erscheint auch (mit Suffixvertauschung) solig. — Haag (Baarm. S. 20) setzt zu diesem Wort in Klammern: „sêl-lich?", eine Etymologie, auf die er jedenfalls nicht sele stolz sein darf.

4) Oder sollte dieses Wort (das, ebenso wie fèlä ‚fehlen', aus den ostfranzösischen Mundarten zu stammen scheint, in denen a auch vor mouilliertem l zu e wird: vgl. Meyer-Lübke, Gr. d. rom. Spr. I, § 282) erst nach Abschluß unserer Dehnung übernommen worden sein?

5) Die Endung -r ist indes hier wahrscheinlich erst später angehängt worden, ähnlich wie bei der (mir aus Schwarzenberg OA. Freudenstadt bekannten) gleichbedeutenden Form hänr. Das Wort wird ursprünglich auch bei uns — wie noch heute weiter im Süden — gúl(ä) < ahd. *gulo gelautet haben. Etymologisch ist gul- natürlich Schwundstufe zu dem in ahd. galan ‚singen' vorliegenden Stamme gal.

6) Hier wird sich die Kürze unter dem Einfluß der unflektierten Form *karg gehalten haben, die wir für jene Zeit voraussetzen müssen nach folgendem Synkopierungsgesetz unserer Mundart:

Geschlossene kurze Ultima, die auf gutturale Muta oder Spirans endigt, wird synkopiert nach betonter (kurzer oder langer) Silbe.

Digitized by Google

bâr n. Paar, dâr dort, wèar wer, mier mir, wir, bier f. Birne [1]), dóar n. Thor, šür f. Scheuer < *schiure [2]), fârâ fahren, hârâ rufen [3]) < ahd. harên, wérâ wehren, wèarâ währen < ahd. wërên, šmierâ schmieren, bóarâ 1) bohren 2) hart arbeiten [4]), šürâ schüren. Auch Fälle wie dúr durch < mhd. durch, fúr swf. Furche < mhd. vurch gehören wohl hierher, da die Spirans ch nach Konsonanten wahrscheinlich schon damals vollständig geschwunden war [5]).

Vor n ist die Dehnung so gut wie ausnahmslos durchgedrungen: rã mager, schlank, dẽã den [6]), ẽn ihn, sõ m. Sohn, ãnâ swv. II ahnen, mãnâ mahnen, ẽne m. Großvater [7]), dẽãnâ swv. II dehnen, sich erstrecken (< ahd. *dënôn!), ẽnâ ihnen, gwõnâd 1) gewöhnt 2) f. Gewohnheit [8]), jõne m. Juni, bẽne f. „Bühne“ [9]). Als

Dieses Gesetz ist älter als unsere Dehnung, fällt indes später, als das I, 16 A. 1 erwähnte: denn aus Formen wie ãẽs < ünsih < ünsih geht hervor, daß es auch nach langer Silbe erst nach dem zweiten Umlaut gewirkt haben kann. — Die Endung -ig wird dann später unter dem Einfluß der Adjektive auf altes -ig wider eingedrungen sein. Von einer Entstehung des ï durch Svarabhakti kann keine Rede sein, da man sonst ebenso gut auch *arig arg u. dergl. Formen erwarten müßte.

1) Die Brechung des i ist bei bier viel weniger verbreitet, als bei mier, dier u. s. f. Daraus wird man schließen dürfen, daß sie ursprünglich nur den einsilbigen Formen zukam, so daß also das lautgesetzliche Verhältnis wäre: bier Plur. bírâ. Andrerseits beweist das gänzliche Fehlen von Formen wie *šdierâ < *stüren, *dier Thür u. s. w., daß die Brechung älter ist, als die Entrundung des ü. — Vgl. übrigens auch oben S. 4 und S. 10.

2) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 11 f.

3) Z. B. mã hòd zom ẹasâ ghâräd (zum Essen gerufen).

4) Vielleicht gehört Bed. 2) zu einem ganz andern Wortstamm als Bed. 1), nämlich zu ber- ‚tragen‘.

5) Vgl. Michels, Mhd. Elementarb. § 165. Anders verhält sich h zwischen r und Konsonant: s. unten S. 96 f.

6) Kurzes wean ‚wen‘ (mhd. wën) und deanâ ‚diesen‘ (mhd. dënen) beruht auf Analogiebildung nach ẹan bzw. ẹanâ: vgl. oben S. 53 Anm. 4.

7) < mhd. *Ânîn: vgl. Ostd. Stud. II, S. 63 Anm. 2.

8) Vgl. Ostd. Stud. II, S. 36.

9) D. h. 1) oberer Hausflur: vgl. oben S. 16 Anm. 3; 2) Plafond der Wohnstube; 3) oberer Bodenraum, Speicher. Zu erwähnen ist noch das Kompositum haebẽne, worunter man den Scheunenraum links von der Tenne, zwischen Schlafkammern und midlóbrdâ (im vertikalen Sinn), versteht: vgl. dazu die Skizze Bl. d. Schwäb. Albv. X, 116.

Digitized by Google

ein letzter Reflex des ursprünglichen Verhältnisses ist es zu betrachten, wenn neben gedehntem hã(nă) swm. 1) Vogelmännchen[1]) 2) Faßhahn die alte Kürze noch hervortritt in dem Pflanzennamen hanăfuos m. ‚Hahnenfuß' (Ranunculus acer). Wegen ęane, hearnă, dearnă s. unten S. 73 f.

Auch hier wider (vgl. oben S. 52) erscheinen bei den Partikeln ungedehnte Doppelformen; für nasalierte Länge tritt dabei orale Kürze ein. Also foar neben fôar, fur neben für[2]), dur neben dür (durch); ă und ã[3]) an, ĕ und ẽ[4]) in, fŏ und fõ von u. s. w.

An dieser Stelle seien nun auch noch einige geographische Bemerkungen eingeschaltet.

Während vor Explosiven und Spiranten (natürlich nur, soweit sie Lenes sind) die Vokaldehnung bis zu einer gewissen Linie (Haag's 2 ζ) ausnahmslos auch in die mehrsilbigen Wörter eingedrungen ist, liegen die Verhältnisse bei den Liquiden viel ungleichmäßiger. Im allgemeinen läßt sich hier sagen, daß die Dehnung vor r und n meist über Haag's 2 ζ hinaus vorgedrungen[5]), vor l und besonders vor m dagegen großenteils hinter derselben zurückgeblieben ist.

Gedehntes šélă und zélă hat unmittelbar vor Ostdorf Halt gemacht; die Grenze ist auf Fischer's Karte 1, soweit ich sie kontrolieren kann, richtig angegeben: sie folgt von Heiligenzimmern bis Harthausen a. d. Scheer genau der württembergisch-hohenzollerschen Landesgrenze; südlich von dem letztgenannten Ort spalten sich die Linien für šélă und zélă: während die erstere zunächst in derselben (südöstlichen) Richtung weiter läuft, biegt die letztere scharf nach Osten um, so daß also z. B. Benzingen, Veringendorf, Jungnau zelă neben šélă haben.

1) Der Haushahn heißt dagegen bei uns gülr (s. oben S. 56).

2) = für: vgl. oben S. 2.

3) Vgl. z. B. den Infinitiv ãfaŋă mit dem (ursprünglich gleichlautenden) adverbialen ăfaŋă.

4) Bei ăweag < mhd. enwëc < ahd. *inwëg muß die Präposition schon in ahd. Zeit in den Tiefton getreten sein.

5) Ich entnehme dies aus Haag's Angaben über die „Lenisinlautdehnung" (S. 51 f.); in den Bereich meiner eigenen Aufnahmen fällt keine der hier in Betracht kommenden Grenzen.

Digitized by Google

Schreitet die Dehnung vor l, wie auch der weitere Verlauf der betreffenden Linie auf Fischer's Karte 1 zeigt, im großen Ganzen von Norden nach Süden vor, so scheint sie sich vor m mehr in ost-westlicher Richtung auszubreiten.

Bei năm(ă), wo ein- und zweisilbige Form mit einander in Konkurrenz treten, hat die Dehnung in Ostdorf gerade noch die Oberhand gewonnen; ebenso weiter nördlich[1]) in Owingen, Haigerloch, Hart, Wachendorf, Mühringen; dagegen heißt es bereits nam(ă) in Trillfingen, Gruol, Binsdorf, Erlaheim, Geislingen. Dann aber springt năm(ă) nach Westen vor und herrscht ausschließlich in Ifingen, Rosenfeld, Bergfelden; in Leidringen und Böhringen steht es als jüngere Form neben älterem nam(ă). Weiterhin geht die Grenze zwischen Erzingen und Dormettingen, dann zwischen Unterdigisheim und Oberuheim hindurch und folgt sodann von Königsheim ab Haag's Linie 2 ζ.

Erheblich weiter ist die Dehnung bei dem stets zweisilbigen hamr zurückgeblieben; hier sind die westlichsten Vorposten von hămr: (nicht Thalheim) — Salmendingen — Ringingen — Hausen i. Killerth. — Thailfingen — Meßstetten — Stetten a. k. Markt — Unterschmeien[2]).

Etwas anders ist der Verlauf bei dem gleichfalls stets zweisilbigen Adverbium zsemă; westlichste Vorposten von zsĕmă: Dußlingen — Ofterdingen — Bodelshausen — Belsen — (nicht Benren) — Ringingen — Truchtelfingen — Ebingen — Hausen i. Thal — Leibertingen.

Am weitesten ist šĕmă zurückgeblieben; westliche Grenzorte: (nicht Thalheim) — Salmendingen — Ringingen — Hausen i. Killerth. — Truchtelfingen — Ebingen — Straßberg — Frohnstetten — Storzingen — Jungnau[3]).

1) Ich bin auf diese Grenze erst nachträglich aufmerksam geworden; mein Material ist daher zunächst noch lückenhaft und reicht nicht aus, um eine eigentliche Grenzlinie zu ziehen.

2) Haag's Linie 2 η ist demnach teilweise unrichtig.

3) Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Herren Bohnenberger & Co. darauf aufmerksam machen, daß man aus Alemannia N. F. II, 251 für Bodelshausen gedehntes šĕmă erschließen muß, wenigstens solange einen das

Digitized by Google

II. Vor ahd. einfachem t ist die Dehnung bei uns nirgends in die mehrsilbigen Formen eingedrungen, sondern ist vielmehr auch in den einsilbigen größtenteils durch Ausgleichung zu Gunsten der Kürze wider beseitigt; doch hat sie sich noch erhalten in dem Substantiv lid n. Deckel [1] < ahd. lit, sowie in der Verbalform büd biete < mhd. biut (Imper.) bzw. biute (1. Sing. Präs. Ind.). Sonst herrscht allenthalben Kürze: šdad f. Stadt, glad glatt, drid(ä) swm. Tritt, bod(ä) swm. Bote, god m. Gott, dod f. Patin < ahd. *tota, sud m. 1) Sud 2) Aufregung [2] < ahd. *sut, dud f. Zitze [3] < ahd. tuta. Wegen mid mit s. u. S. 70.

III. IV. Vor alter, sowie aus Nasal + Media assimilierter neuer Geminata, die im Wortauslaut vereinfacht wurde, ist die Vokaldehnung in einsilbigen Wörtern nicht so ganz selten erhalten geblieben, ja in einzelnen Fällen ist sie sogar, trotz der folgenden Doppelkonsonanz, in die mehrsilbigen Formen eingedrungen.

In erster Linie kommen hier die geminierten Liquiden in Betracht. Wir finden also: bál m. Ball, fál m. Gefäll [4], hál m. (Wider-)Hall [5], ibrál überall, wál m. Wallung, Strudel [6] < ahd. *wal(l) (von hier aus ist die Dehnung dann auch in das Verbum

auf derselben Seite figurierende vrummen (vgl. oben S. 53 Anm. 2) nicht auf die Vermutung bringt, daß die verehrliche Firma hier doppelkonsonantiges schemmen zu Grunde legt.

1) Vielleicht hat hier ahd. lid ‚Glied' eingewirkt. — Zu erwähnen sind noch die Komposita muodlíd hölzerner Deckel auf der Backmulde; subálíd rundes Brettchen zum Zudecken der Suppenschüssel; auch aoglíd ist (neben aogädegl) trotz der gegenteiligen Behauptung Fischer's (Schw. Wb. 443) der heutigen Mundart nicht fremd.

2) Zu Bed. 2) vgl. das II, 22 erwähnte, so ziemlich gleichbedeutende jẽšd, das zu jẽsen ‚gären' gehört. Man hört bei uns namentlich viel die Redensart: dä sud hãõ wie s Hilzenrs sou, die sich auf das klassische Diktum eines längst verstorbenen, aber in der Erinnerung noch fortlebenden Mannes dieses Namens (Hilzinger) bezieht.

3) Dazu das Diminutiv didle n. Brustwarze.

4) Vom Wasser gebraucht; vgl. indes auch den Flurnamen Wasrfalä. Daneben (aus der Verkehrssprache entlehnt?) fal m. Fall; z. B. ẽn jédä fal auf jeden Fall.

5) Vgl. dazu Ostd. Stud. I, S. 29.

6) Wohl nur in der Verbindung: ẽn wál ibr ẹabẽs lãõ etwas aufkochen lassen.

Digitized by Google

fṛwélă ‚aufkochen lassen' eingedrungen; wegen wálă ‚hervorsprudeln' vgl. oben S. 56 Anm. 2), -šdál < ahd. stal(l) in dem Flurnamen Hamṛšdál [1]), él f. Elle, fèal n. 1) Fell 2) Hautwunde [2]) Plur. fèalṛ, fól voll [3]), -ból < ahd. *bol(l) [4]) in den Flurnamen Ból und Hèzăból (= „Elsternhügel"). Ferner šdã m. unterer Teil des Baumstamms [5]) < ahd. stam(m), ẽm 1) m. Bienenstock 2) f. Biene < ahd. imbi; mã m. Mann, kã kann [6]), fòaršbã m. Vorspann, bã f. Markung [7]) < ahd. ban(n), kẽ n. Kinn [8]) < ahd. kinni. Endlich gehören noch

1) Vgl. dazu Bl. d. Schwäb. Albv. X, 74. — Als Appellativum lautet ahd. stal bei uns nie anders als šdal m.; vgl. übrigens unten S. 77.

2) Hier liegt wohl Vermischung mit dem Fremdwort fêlă ‚fehlen' vor; fêal 2) also eigentlich = „Fehle".

3) Kompar.: félṛ — fólšd; Nom. qual.: féle f. — Als Adverbium hat das Wort kurzen Vokal: fol; doch sagt man dafür häufiger foldsĭg (< *vollentsec?): z. B. ẹabĕs foldsĭg fédĭg maxă.

4) Vgl. über dieses Wort die Ausführungen Keiper's Z. f. hd. Ma. II, 43 ff. In der Hauptsache, der Ansetzung eines ahd. Substantivs boll ‚Hügel', kann ich dem Vf. nur beistimmen. Indes beruht es auf Unkenntnis der schwäbischen Vokaldehnung, wenn l. c. S. 49 Buck ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er „Boll" und „Bohl" in einen Topf werfe. Es ist doch viel einfacher, ból durch monosyllabische Dehnung aus boll zu erklären, als es auf ahd. *bohal, eine ad hoc konstruierte Nebenform zu ahd. buhil, zurückzuführen, wenn schon dies ja an sich auch nicht unmöglich wäre. „Bühl" ist dann natürlich vorerst von „Bohl" und „Boll" zu trennen; indes dünkt es mich keineswegs so ganz ausgeschlossen, daß auch der ahd. Wortstamm boll- in letzter Linie auf die idg. Base bheu̯equ̯ ‚biegen' zurückgeht. Vgl. auch oben S. 52 Anm. 3.

5) Dazu die Komposita šdãdrom n. ‚dickster Teil des šdã bis zu 1 m Höhe' (vgl. oben S. 53 Anm. 1) und šdãgloz m. ‚aus einem šdã bestehnder sêaggloz' (vgl. Ostd. Stud. II, S. 38 oben). — Entwicklungsreihe wahrscheinlich stamm > stam > *stan > *stan > šdã: vgl. Michels, Mhd. Elmntrb. § 101, 3. Daneben steht eine häufigere, zur schwachen Flexion übergetretene Doppelform šdam(ă), genau in der Bedeutung des schriftsprachlichen „Stamm".

6) Dagegen heißt es bei uns im Konj. Prät. kend; die Form kẽd in Bodelshausen (Alemannia N. F. II, S. 257) ist vielleicht nur Analogiebildung nach kã. Vgl. indes auch unten S. 67 Anm. 1.

7) Dieses Wort zeigt sich im Genus durch das gleichlautende Femininum bã < ahd. bana beeinflußt.

8) Im Südosten, etwa bis zu einer Linie Göggingen — Langenhart — Kreenheinstetten — Schwenningen — Nusplingen — Obernheim — Laufen a. Eyach — Hausen i. Killerthal — Schlatt — Bodelshausen — Mössingen, lautet dieses Wort keŋ bzw. keŋg (letzteres wohl an

Digitized by Google

hierher gewisse Formen des Konj. Prät. der starken Verba III, wie šwöm schwämme < ahd. swummi, šbröŋ sprünge < ahd. sprungi; daher dann auch im Plur.: šwöme, šbröŋe [1]). — Im übrigen herrscht auch in einsilbigen Wörtern meist Kürze: am(ä) f. Mutter, šdem f. Stimme, lam [2]) n. Lamm, dom dumm, grom krumm, sen m. Sinn, son f. Sonne, den dünn, laŋ lang, eŋ eng, deŋ n. Ding, joŋ jung, heal hell, wil will, dur dürr. Wegen deŋ Tenne [3]) vgl. S. 61 Anm. 8; wegen om um s. unten S. 70.

Vor geminierter Spirans ist Dehnung eingetreten in dás daß, dés das, dies (aus ahd. daz(ʒ) bzw. dez(ʒ)), wás was [4]) < ahd. hwaz(ʒ), bis bis [5]) < mhd. biz(ʒ). Außerdem in einigen Formen des Verbums lā̃ ‚lassen', nämlich 1) in der 2. Sing. Imper. und 1. Sing. Ind. Präs.: lás bzw. i lás und 2) im ganzen Konjunktiv Präs.: lás, lášešd, lás; láse [6]), láse, láse; man muß diesen Verbalformen doch

„henken" angelehnt). — Beachtet man nun, daß auch in Ostdorf ahd. tenni ‚Tenne' in der Form deŋ n. erscheint, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß wir hier die äußersten Ausläufer der „Nasalverdichtung" im absoluten Auslaut vor uns haben, analog dem wiŋ ‚Wein' ꝛc. nördlich des Bodensees: vgl. oben S. 26 ff., 35 ff. Auch dies ist natürlich vorläufig nicht mehr als eine Vermutung, aber doch vielleicht der Erwägung wert.

1) Vgl. zu diesen Formen auch oben S. 8 Anm. 2. Ebenda wäre etwa noch zu erwähnen gewesen, daß auch Schwenningen (Haag S. 22) Konditionale wie wuurt, šluag, bluub kennt (dagegen aber: šprεεŋ, neem); wie indes Haag solche Formen durch Rückumlaut erklären will, bleibt mir ein Rätsel.

2) Bei diesem und den folgenden Beispielen mit nasaler Geminata < Nasal + Explosiva lenis ist zu beachten, daß den alt-einsilbigen Formen lautgesetzlich überhaupt keine Geminata, sondern langer Nasalvokal (bzw. Nasaldiphthong) Explosiva fortis zukommt: vgl. oben S. 42, sowie S. 50 Anm. 2.

3) Auch in dem zweiten Bestandteil des Geislinger Waldnamens Buohäden, den ich Bl. d. Schwäb. Albv. X, 77 auf ahd. ding zurückgeführt habe, möchte ich jetzt lieber ein ahd. *(gi)tenni ‚Tannenwald' sehen.

4) Der Kuriosität halber sei hier angeführt, daß Ringingen in Hohenzollern auch für „was" die umgelautete Form wés < ah. wez'ʒ-ist) hat, entsprechend unserem dés < ahd. dez(ʒ-ist).

5) Dazu das Adverbium drbis unterdessen; wegen des gleichbedeutenden bisdṛd vgl. unten S. 70.

6) Natürlich heißt es dann bei uns auch in der 1. Plur. Ind. láse. Übrigens ist bei all diesen mehrsilbigen Formen die Kürze (lašešd, lase) noch vielleicht ebenso häufig, als die durch Ausgleichung eingetretene Länge.

Digitized by Google

wohl ein mhd. *laz, *lazze, *lazzen zu Grunde legen, wenn auch die alte Kürze a hier sehr auffallend ist[1]). Weiter gehören hierher die Pronominalformen i ich, mi mich, di dich[2]); ferner nō noch < ahd. noh(h) (mit progressiver Nasalierung), blō- < ahd. bloh(h) in dem Kompositum blórnágl m. „Blocknagel“[3]), endlich wohl auch grēa fertig[4]) (< mhd. *gerēch?). — Im übrigen ist die Kürze meist auch in die einsilbigen Formen eingedrungen: af(ä) swm. Affe, reaf n. hölzerner Rechen an der Sense[5]) < ahd. hrēf(f), šif n. Schiff, buf m. 1) Kraftausdruck, Fluch 2) Puff, Stoß[6]) < ahd.

1) In Schwenningen, Reutlingen (Wagner S. 62) und Münsingen (Bopp § 12) erscheinen ebenfalls Formen, die auf ursprüngliche Kürze hinweisen; Haag (S. 42) setzt indes za la in aller Seelenruhe in Klammern láz, als ob die Entsprechung schwenn. a = mhd. á etwas ganz alltägliches wäre. Oder sollte er, ähnlich wie Bopp (an dem so etwas — bei der liebevollen Einführung, die ihm zu Teil geworden: vgl. Ostd. Stud. II, S. 30 Anm. 1 — weiter nicht wunder nimmt), auch hiefür den „uneigentlichen Tiefton“ verantwortlich machen wollen?

2) Diese gedehnten Formen sind dann im Tiefton, der Regel gemäß, zu e, me, de geworden; aus dem gleichfalls vorkommenden se läßt sich ein (jetzt verschollenes) betontes *sí ‚sich‘ erschließen. — Übrigens ist dies sozusagen schon die zweite Garnitur von Tieftonformen, die sich unsere Mundart geleistet hat. Eine ältere, vielleicht schon aus ahd. Zeit stammende Reihe ist heute bis auf wenige Spuren außer Gebrauch gesetzt, ohne Zweifel, weil sie durch das oben S. 56 Anm. 6 erwähnte Synkopierungsgesetz allzu stark verschliffen und dadurch unbrauchbar geworden war. Einen Reflex dieser älteren Serie haben wir in Sätzen wie: dō hāō dr grömäd = „da habe ich dir etwas mitgebracht“ (vom Markt oder dergl.); denn hier liegt dem hāō offenbar ein ahd. hân-ih zu Grunde: hân-ih > hōn-h > hāō. Ebenso ist die (im Veralten begriffene) Partikel glae = „glaub ich“ aus ahd. giloub-ih entstanden. Und endlich könnte in den Redensarten s hōd s, s duod s, wofür in der Verkehrssprache „es hat sich“, „es thut sich“ eintritt, das zweite s im Tiefton aus ahd. sih verkürzt sein; doch ist natürlich auch die Herleitung von ahd. ēz möglich.

3) D. h. der eiserne Zapfen am Wagen, über den oben S. 54 Anm. 2 das Nähere zu finden ist. Das r ist natürlich ein späteres Einschiebsel: vgl. unten S. 92.

4) Dieses Adjektiv wird ausschließlich prädikativ gebraucht (grēa sāē u. dergl.) und daher auch niemals flektiert.

5) Man braucht solche Sensen zum Mähen des Getreides, das heutzutage immer seltener mit der Sichel geschnitten wird.

6) Dieses Wort gehört zu der idg. Wurzel *mleb ‚schnauben‘, die im Germanischen *mep- oder *blep- (Schwundstufe *mup- bzw. *blup-) lauten muß;

Digitized by Google

*buf(f), gšbas m. Spaß, gwis gewiß, kus m. Kuß, fas n. Faß, meas n. Maß, mis (Imper.) miß, šlos n. Schloß, dax n. Dach, greax n. oberſter Bodenraum (mhd. *gerëche? [1]), šdix m. 1) Stich 2) Steigung der Straße [2]), kox m. Koch, lox n. Loch. Wegen uf auf und dox doch ſ. unten S. 70 f.

Hinſichtlich der oben angeführten Partikeln, Pronominal- und Verbalformen mit monoſyllabiſcher Dehnung vor urſprünglich geminierter Spirans iſt noch zu bemerken, daß die Dehnung nur auftritt, wenn auf den betreffenden Partikeln ꝛc. ein gewiſſer Nachdruck liegt; andernfalls tritt auch hier regelmäßig Kürze ein: das, des, was, bis, las [3]); i, mi, di [4]); no [5]).

Bei den Exploſiv-Geminaten iſt mir aus unſerer Mundart

---

germ. *bep- bzw. *bup- wird auf einem Kompromiß zwiſchen den mit m- und mit bl- anlautenden Formen beruhen. Aus unſerer Mundart gehören noch hierher: beafzgä < ahd. *bëffzagôn 1) kläffen (von Hunden) 2) belfern, ſpottend nachäffen (von Menſchen); mufä < ahd. *muffôn 1) knurren (von Hunden) 2) biſſig ſein (von Menſchen: gég' änand mufä = einander nicht leiden mögen). Der Anlaut bl-, der bei uns zufällig nicht vorkommt, erſcheint z. B. in nhd. „verblüffen", ſowie in holländ. blaffen bellen, bluffen ſich aufblaſen, protzen. — Kluge (Et. Wb.[6] s. v. Puff) redet hier natürlich wider von „onomatopoietiſcher Schöpfung" und Entlehnung aus dem Niederdeutſchen, als ob Wörter, die ſich in der ahd. bzw. mhd. Literatur nicht finden, in der alten Sprache deshalb nicht trotzdem exiſtiert haben könnten! Im Gegenteil ſcheint mir die Geminata ff zu beweiſen, daß die zur Wurzel *mleb gehörigen Wörter gerade aus dem Oberdeutſchen ſowohl in's Romaniſche (z. B. ital. beff(eggi)are, buffo u. ſ. w.), als auch — ſei es direkt oder auf dem Umweg über einen romaniſchen Dialekt — in die übrigen weſtgermaniſchen Sprachen eingedrungen ſind.

1) Das Wort gehört jedenfalls zu dem germ. Stamme *rek- ‚recken'; vgl. holländ. rek Gerüſt.

2) Bedeutung 2), die nicht zu idg. *stig ‚ſtechen', ſondern vielmehr zu idg. *stigh ‚ſteigen' gehören muß, iſt ſehr auffallend, da von dieſer letzteren Wurzel ein ahd. stih(h) ſchwer abzuleiten iſt.

3) Das ſchließende s pflegt bei dieſen Formen gern zu ſchwinden, beſonders vor einem folgenden Labial: wa wid? was willſt du? la me gâ laß mich gehn. Übrigens erſcheint z. B auch gedehntes wá was; doch wird dies mehr als Interjektion gebraucht.

4) Dieſe Formen ſind nicht zu verwechſeln mit dem tieftonigen e, me, de. Alſo z. B.: i kom ich komme; aber: nô kom-e dann komme ich.

5) Wegen des Wegfalls der Naſalierung vgl. oben S. 58.

Digitized by Google

kein Fall bekannt, wo die in den einsilbigen Formen einst sicher auch hier vorhandene Vokaldehnung erhalten geblieben wäre: also z. B. rab(ă) swm. Rappe < mhd. rappe, grad(ă) swm. Korb < mhd. chratte, kud f. Weiberjacke [1]) < mhd. chutte, eg n. [2]) Ecke < mhd. ecke u. s. f.

Abgesehen von der unten [3]) zu erörternden, späteren Dehnung vor rt, ht ꝛc., ist bei uns monosyllabische Dehnung lautgesetzlich nirgends eingetreten vor mehrfacher Konsonanz, mochte dieselbe nun altererbt oder erst in späterer Zeit durch Synkope entstanden sein. Was diese letztere betrifft, so kommen hier die I, S. 16 Anm. 1, sowie oben S. 39 Anm. 1 und S. 56 Anm. 6 erwähnten Synkopierungsgesetze in Betracht, die bei uns sämtlich vor Eintritt der monosyllabischen Dehnung gewirkt haben müssen; demgemäß finden wir z. B. magd f. Magd [4]) < ahd. magad, habs m. Habicht < ahd. habaz, greabs m. Krebs [5]) < ahd. chrëbaz, obs n. Obst < ahd. obaz, hibš wohlgepflegt [6]) < ahd. *hubisc, egdă f. Egge < ahd. egidûn. Hierher gehört wohl auch heggôas f. Eidechse [7]) < ahd. egidëhsa;

1) Beim weiblichen Geschlecht ist die kud heutzutage noch das allgemein übliche Kleidungsstück für den Oberkörper; nur bei jüngeren, kulturbeleckten Weibspersonen tritt allmählich die moderne Taille an ihre Stelle.

2) Als Femininum erscheint das Wort nur noch in dem Flurnamen ĕ dr Eg.

3) Vgl. unten S. 78 ff.

4) Diminutiv mègdle = kleine Magd; dagegen mêdle = Mädchen. Einen ähnlichen Schwund der inlautenden Explosiva unter gleichzeitiger Dehnung de vorhergehnden Vokals finden wir in dem altostdorfischen Familiennamen Bötsch, heutzutage ausgesprochen Féš, der doch wohl auf ein mhd. *Vöctesch < ahd. *Fogetisc zurückzuführen ist. Vielleicht beruht diese sporadische Ersatzdehnung auf dem Bestreben, die schwierigen Konsonantengruppen gdl gdš zu erleichtern, in welchem Fall sie natürlich später als die Synkopierung der beiden unbetonten Silben sein müßte.

5) So heißt auch ein Bestandteil des Spinnrädchens, nämlich das gabelförmige Eisen an der Spule, dessen beide Zinken mit Kerben versehen sind.

6) Dies ist in der heutigen Mundart die einzige Bedeutung dieses Wortes, das vorwiegend vom Vieh, von Menschen nur mehr scherzweise gebraucht wird. Außerdem erscheint es in dem Flurnamen foar Hibšă Weidă.

7) Das lautgesetzlich zu erwartende *egdôas (oder vielmehr das Diminutiv *egdôasle) wird zunächst durch progressive Assimilation zu *eggôasle geworden sein (vgl. unser aoggrôb f Augbraue < *aogbrôb). Dann wurde wohl der erste Bestandteil an heg f. ‚Hecke' angelehnt, der zweite aber als umgelautetes

Digitized by Google

ferner hoŋg m. Honig, sowie wahrscheinlich -namsă < ahd. *namasôn[1]), das nur in dem Kompositum ousnamsă ‚ausnehmen'[2]) und in dem Verbalnomen gnams n. ‚Norm, Maß und Ziel'[3]) erhalten ist.

Bei der Flexion der auf einfache Konsonanz endigenden einsilbigen Verbalstämme war, infolge der mehrfach erwähnten Synkopierungsgesetze, noch vor dem Wirken der „Lenisinlautdehnung" (vgl. oben S. 50 f.) in gewissen Formen[4]) auslautende Doppelkonsonanz entstanden. Der bei den ursprünglich kurzsilbigen Verben dadurch bedingte Wechsel zwischen Länge und Kürze des Stammvokals ist bei den schwachen Verben I sowie bei den durch sie[5]) beeinflußten schwachen Verben II und III bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben, soweit die betreffenden Verbalstämme auf Explosiva bzw. Spirans lenis ausgehn; Ausgleichung zu Gunsten der Dehnung ist dagegen eingetreten bei den auf Liquida[6]) endigenden schwachen, sowie bei sämtlichen starken Verben[7]). Es heißt also z. B.:

Diminutiv zu gôas f. ‚Geiß' aufgefaßt, so daß schließlich durch Rückumlaut die heutige Form heggôas entstand. Diese gewiß richtige Erklärung ist im Wesentlichen schon von Haag (Baarm. S. 19 f.) aufgestellt worden, der sie aber sonderbarer Weise nachher (ibid. S. 133) wider zurückgenommen hat.

1) Die Zurückführung auf ein ahd. *namezzen ist m. E. unmöglich, da dieses über *nänzen zu *nèzä geführt hätte.

2) D. h. mit einem eine Ausnahme machen, einen ausdrücklich nennen (vgl. Fischer, Schw. Wb. s. v.). Das Wort hat, trotz des Anklangs in Laut und Bedeutung, etymologisch mit „nehmen" schwerlich etwas zu schaffen.

3) Man sagt z. B.: s nusă-n-easă hòd kõa gnams (weil man in infinitum fortessen kann); s bódă-fierä hòd kõa gnams (weil man damit nie fertig wird). — Das Elsäß. Wb. (I, 772) bringt dieses Wort unter „nehmen", orakelt jedoch am Schluß des Artikels: „Eigentlich von nemmen = nennen." Ich bin so unbescheiden zu fragen, was sich Herr Martin eigentlich dabei gedacht hat? Vgl. Ostd. Stud. II, S. 29 Anm. 1.

4) Nämlich in der 2. 3. Sing. Ind. Präs., beim schwachen Verbum außerdem noch im Part. Prät.

5) Vielfach, so namentlich auch in Fällen, wo das Part. Prät. die Endung -ăd bewahrt hat, wie šbár — šbéršd — šbérd, gšbárăd, wird allerdings eher der Einfluß der starken Verba VI im Spiel gewesen sein.

6) Natürlich nur, soweit die Liquida die Lenisinlautdehnung überhaupt zuläßt, also nicht in Fällen wie šemă, zelă.

7) Diese Regel ist freilich nicht ausnahmslos; denn wir treffen einerseits doch auch ég — égšd — égd, gégd zu égă eggen, andrerseits lúg — lugšd — lugd zu liegă lügen. Vgl. Ostd. Stud. II, S. 7.

Digitized by Google

héb — hebšd — hebd. ghebd zu hébă halten; rég — regšd — regd, gregd zu régă rühren; lèab — leabšd — leabd, gleabd zu lèabă leben; lób — lobšd — lobd, globd zu lóbă loben; šád — šedšd — šed, gšad zu šádă ſchaden; glág — glegšd — glegd, glagd zu glágă klagen. Beſonders zu erwähnen ſind einige Formen von hăō haben, nämlich der Konj. Prät. hed[1]) < *hebd(e) < ahd. *hebiti, und das Part. Prät. ghed < ahd. *gihebit. — Dagegen finden wir z. B.: wél — wélšd — wéld, gwéld zu wélă wählen; zál — zélšd — zéld, záld zu zálă zahlen; wér — wéršd — wérd, gwérd zu wéră wehren[2]); lēm — lēmšd — lēmd, glēmd zu lēmă lähmen; gráb — grébšd — grébd zu grábă graben; lád — lédšd — léd zu ládă laden; nág — négšd — négd zu nágă nagen; lís — lišd — lísd zu lèasă leſen; sí — sí(x)šd — sí(x)d[3]) zu sēă ſehen. Vgl. dazu Heusler § 47 b.

Nicht allzu weit nordöſtlich von Oſtdorf beginnt das Gebiet, wo z. B. unſerem magd, obs, ghed gedehntes mágd, óbs, ghéd gegenüberſteht[4]). Indes reicht die Kürze doch noch etwas weiter als auf Fiſcher's Karte 1 angegeben iſt; die äußerſten Vorpoſten von magd, ſoweit ſie in meinen Bereich fallen, ſind nämlich: Bühl — Dettingen — Hemmendorf — (nicht Bodelshauſen)[5]) —

1) Die nach Braune, Ahd. Gr.[2] § 322a in der 1. 3. Sing. Konj. Prät. des ſchwachen Verbums zu erwartende Form auf -e < ahd. -i fehlt unſerer Mundart. Sollte dies etwa ſchon im Ahd. ſo geweſen ſein, ſo wäre unſer hed als Analogiebildung nach hedēšd, hede anzuſehen: denn einem ahd. hebiti müßte (nach dem Oſtd. Stud. I, 14 Anm. 2 angeführten Synkopierungsgeſetz 1. lautgeſetzlich ein oſtd. *hébăd entſprechen (vgl. z. B. unſer hemăd < ahd. hemidi).

2) Hier könnte man die Länge ſchließlich auch der ſpäteren (ſ. u. S. 78 ff.) Dehnung vor r + Dental zuſchreiben.

3) Auch hier kann man natürlich die Länge als Folge der ſpäteren Dehnung vor h + Dental betrachten (ſ. die vorige Anmerkung). Wegen des Ausfalls der Gutturalſpirans, der wahrſcheinlich auf Ausgleichung zu Gunſten der 1. Perſon beruht, vgl. Oſtd. Stud. II, S. 7 Anm. 2; doch vgl. auch unten S. 95 f.

4) Ich darf allerdings nicht verſchweigen, daß ich die nach Analogie von óbs ꝛc. zu erwartenden Formen *háls, *gréabs, *híbš in den betreffenden Gegenden noch nirgends angetroffen habe. Einen Grund für dieſe Verſchiedenheit kann ich nicht ausfindig machen.

5) Bohnenberger & Co. (Alemannia N. F. II, S. 248 ff.) halten hier einmal wider Schweigen für den beſſeren Teil der Weisheit.

Digitized by Google

Sickingen — Beuren — Ringingen — Gauselfingen — (nicht Neufra) — Hermentingen. Da in jenen Gegenden monosyllabische Dehnung vor mehrfacher Konsonanz sonst ebenfalls nicht üblich ist, so findet Fischer (Geogr. S. 19) diesen Grenzverlauf mit Recht „ganz auffallend und nicht befriedigend zu erklären." Ich denke indes, die Schwierigkeit hebt sich, sobald wir darin nicht sowohl die Grenze irgend einer Dehnung, sondern vielmehr die Linie sehen, wo die von Südwesten vorrückende Vokalsynkope mit der von Nordosten andringenden Lenisinlautdehnung zusammengestoßen ist. Denn es ist klar, daß diese Dehnung zwar bei dem zweisilbigen maget, obez, *gehebet, das sie bis dahin überall vorgefunden hatte, ihre Wirkung entfalten konnte, daß sie aber dem einsilbigen *mact, *opz, *gehept gegenüber, das ihr nach Überschreitung jener Linie entgegentrat, notwendig machtlos bleiben mußte[1]).

Kehren wir nach dieser geographischen Abschweifung zu den Verhältnissen unserer Mundart zurück.

Beim Nominal-Kompositum ist die monosyllabische Dehnung im ersten Glied auch vor sekundärer Doppelkonsonanz beinahe regelmäßig durchgedrungen: grâbšdôn m. Grabstein, wêabgârdâ swm. Webkammer[2]), sibmaxr m. Siebmacher, šûblâd f. Schublade, rádšuo

1) Nun erhebt sich allerdings die weitere Schwierigkeit, daß wir uns I, 16 A. 1 veranlaßt sahen, das dort erwähnte Synkopierungsgesetz in die Zeit zwischen dem ersten und zweiten Umlaut zu verlegen, woraus dann weiter folgen würde, daß die Lenisinlautdehnung in jener Gegend noch früher, also jedenfalls auch in die ahd. Zeit fiele. Dieser widersinnige Schluß läßt sich indes vermeiden durch die Annahme, daß jene Synkopierung allgemein zunächst nur nach langer Silbe, nach kurzer dagegen nur bei vorhergehnder Liquida eintrat, so daß also — mindestens im Nordosten, möglicherweise aber auch bei uns — während der ganzen mhd. Periode synkopiertes *louft, *süft, *rûmt, *chumt neben hebet, ledet, reget gestanden haben dürfte. — Auf diese Weise gewinnen wir zugleich etwas freieren Spielraum für das Datum der Vokalisierung des g in der Verbindung egi, das wir sonst unter allen Umständen ebenfalls vor den zweiten Umlaut, d. h. in die ahd. Zeit hinaufschieben müßten.

2) Zu Grunde liegt ahd. wëb-gadum. (Wegen des eingeschobenen r vgl. unten S. 92). Obigen Namen führt noch heute, wo das Weben ziemlich aus der Mode gekommen ist, in manchen Häusern der Parterre-Raum links vom Hausflur (vgl. dazu die Skizze Bl. d. Schwäb. Albv. X, 116), wo früher der

Digitized by Google

m. Radſchuh, dáglō m. Taglohn, wèagwárd f. Wegwarte, hófšdad f. Hofraum, grásduox n. Grastuch, Dálbax m. „Thalbach“ (N. pr.), fárgnèaxd m. Fuhrknecht [1]), zálág f. Kiefer, šdágloz m., šdádrom n. [2]), Bágráb(ă) swm. „Banngraben“ [3]). In einzelnen Fällen hat ein ſolches Kompoſitum ſogar eine als Simplex nicht erhaltene gedehnte Form bewahrt, ſo z. B. das oben (S. 63) angeführte blórnágl und wohl auch dánōdl f. Tannennadel [4]), neben dem heute dan f. Tanne und auch der Flurname foar Dan ſteht. — Nur in einigen wenigen Wörtern hat die Kompoſition Kürze veranlaßt, ſo in den Flurnamen Milwèag m., Milšdôagle n., neben denen indes die weiteren Flurnamen Milhaldă f. und Milekāōd(ă) swm. ſtehn; ferner in leabdıg m. „Lebtag“ [5]), wo das zweite Glied den Nebenton verloren hat; endlich in zwei Fällen, wo das erſte Glied als Simplex längſt verloren gegangen iſt, ſo daß eine analogiſche Einwirkung ausgeſchloſſen war, nämlich lea(b)kuox(ă) swm. ‚Lebkuchen‘ [6]) und rabheār f. ‚Rebhuhn‘ [7]).

Webſtuhl ſtand: alſo auch, wie ſo viele Flurnamen, ein Reflex längſt vergangener Verhältniſſe.

1) Speziell heißt ſo (im Gegenſatz zum málgnèaxd) der Fuhrknecht in der Mühle, für den man im württembergiſchen Unterland die Bezeichnung „Mühlbauer“ hat.

2) Vgl. oben S. 61 Anm. 5.

3) N. pr. eines Waſſergrabens an der Markungsgrenze gegen Balingen.

4) Es müßte dann aber das Maſkulinum (bzw. Neutrum) ahd. tan(n) ‚Wald‘ zu Grunde liegen, ſo daß die Bedeutung eigentlich ‚Waldnadel‘ wäre.

5) D. h. 1) Lebenstag, vor allem in der Redensart maēră leabdıg = meiner Lebtage; 2) Lärm, Aufheben: ēn leabdıg hād = viel Aufhebens machen.

6) Hier könnte übrigens auch Anlehnung an leagă „lecken“ vorliegen.

7) Bohnenberger & Co. haben (Alemannia N. F. II, S. 253) viel Scharfſinn an dieſes Wort gerückt; ich erlaube mir indes — natürlich aus einem „gewiſſen Abſtand“ — die neugierige Frage, ob es in Bodelshauſen etwa auch *raxă ‚Rechen‘ und *raxnă ‚rechnen‘ heißt? Vorläufig ziehe ich vor, in unſerem Wort eine idg. o-Stufe zu ſehen und ihm eine ahd. Form *rabhuon(ir) unterzulegen, worauf ja auch die von Kluge (Et. Wb.[6] s. v.) angeführte niederdeutſche und ſchwediſche Form hinweiſt. Die Erhaltung der Kürze wird wohl auf Anlehnung an rab(ă) swm. Rappe (oder grab f. Rabe?) beruhen. Mit der von Herrn Bohnenberger (Alem. XXIV, S 28) entdeckten Kürzeerhaltung vor ſekundär entſtandenem ph < b + h kann ich Formen wie unſer ábe < abhin, ábholz, čabhae n ‚Epheu‘ nicht zuſammenreimen.

Digitized by Google

Im Bisherigen war nur von solchen Kompositis die Rede, deren erstes Glied ein ursprüngliches Nomen oder auch Verbum bildet. Etwas anders liegt nun die Sache bei solchen Nominal- und Verbalkompositis, wo das erste Glied aus einer Partikel besteht, sowie schließlich auch bei zusammengesetzten Partikeln. Zwar auch hier ist die Länge vielfach durchgedrungen, so insbesondere bei den mit ab-[1]) und an-[2]) zusammengesetzten Verben und den davon abgeleiteten Nominibus; aber andrerseits ist in solchen Fällen doch auch die Kürze nicht so ganz selten erhalten geblieben, so namentlich stets bei mid-, om-, uf-, äweag-, ferner z. B. bei bisdrd ‚unterdessen' (neben gleichbedeutendem drbis).

Ja es ist sogar anzunehmen, daß bei den soeben erwähnten Partikeln mid, om, uf, äweag die Kürze von den Kompositis schließlich auch auf die alleinstehnde Form übertragen worden ist. So erklärt sich wenigstens noch am einfachsten[3]) das gänzliche Fehlen der lautgesetzlich zu erwartenden Formen *mîd, *ôm, *ûf, *âwèag < mhd. mit, umbe, ûf(f)[4]), enwëc, das hier nicht durch daneben stehnde mehrsilbige[5]) oder auf mehrfache Konsonanz endigende Formen veranlaßt sein kann.

---

1) Vgl. dazu meine Angaben Ostd. Stud. II, S. 32.

2) In Fällen wie âsezâ, âfazâ kann natürlich nicht von einer Dehnung vor n + Spirans die Rede sein, da ja diese bei uns zu *ôsezâ, *ôfazâ hätte führen müssen.

3) Von den Heusler'schen „Akzentbedingungen" war schon oben (S. 49 Anm. 1) die Rede. Zwar möchte Heusler (S. 19 f.) sein ap, tzap ebenfalls „eher als Loslösung aus Verbindungen wie apisse . . . betrachten"; aber er ist viel zu sehr von der Allmacht des Akzents überzeugt, um diesen Gedanken weiter zu verfolgen.

4) Man thut gewiß besser, eine alte Nebenform mit kurzem Vokal anzunehmen, anstatt die Kürze auf Rechnung des Tieftons zu setzen. An das Eindringen in historischer Zeit entstandener tieftoniger Vokalstufen in haupttonige Silben glaube ich bei unseren Mundarten so wenig als an die berühmten Pausalformen: so etwas ist nur möglich bei einer allgemeinen Akzentverschiebung, wie sie wohl z. B. im Urgermanischen, niemals aber in den historischen Perioden unserer Sprache stattgefunden hat. Vgl. übrigens auch engl. up neben out.

5) Oder sollten om und uf durch die zusammengesetzten Formen ome und ufe (< umm-hin bzw. uff-hin) beeinflußt sein?

Digitized by Google

Schließlich wäre etwa noch zu erwähnen, daß gelegentlich auch eine im Satzsandhi entstandene Doppelkonsonanz die Kürze erhalten kann. Dies ist z. B. regelmäßig der Fall in der 2. Sing. Imper. gewisser reflexiver Verben, wie se hébă, se régă, die bei uns stets heb de! (halt dich fest!) und reg de! (beeile dich!) lautet. Auch sonst tritt in derartigen Fällen zuweilen Kürze ein, so vor dem Pronomen s ‚es'; z. B. kommt bei uns gib s ‚gib es', heb s ‚halt es', reg s ‚rühr' es' durchaus gleichbedeutend neben gib s, héb s, rég s vor. Der alleinstehnde Imperativ lautet dagegen unter allen Umständen gib, héb, rég.

Überhaupt sind mir bei uns nur ganz vereinzelte Fälle bekannt, wo eine lediglich durch Satzsandhi zu erklärende Kürze sich analogisch ausgebreitet hat, so daß sie nun auch ohne die die Vorbedingung bildende Doppelkonsonanz auftritt: ein solcher ist einmal die Partikel wol < mhd. wol, die sich zu einer Art Doppelform mit Bedeutungsdifferenzierung neben wól herausgebildet hat[1]); ferner dox doch, neben dem bei uns überhaupt kein gedehntes *dó mehr steht; endlich das oben (S. 61 Anm. 3) erwähnte Adverbium fol vollends.

Nicht zu verwechseln mit der Erhaltung ursprünglicher Kürze ist die Verkürzung sekundärer Länge vor gewissen, durch spätere Synkopierung entstandenen Doppelkonsonanzen. Man kann gelegentlich im Zweifel sein, ob das erstere oder das letztere vorliegt; indes

1) Die Bedeutungen fließen indes vielfach ineinander, so daß es schwer hält, eine reinliche Scheidung durchzuführen. Gedehntes wól herrscht ausschließlich 1) in Fällen wie: s duod mṛ wól es thut mir wohl; 2) in der Bedeutung ‚ziemlich': wól feil ziemlich viel, s hês išd m̥ wól eŋ = ... beinahe zu eng; 3) in Sätzen wie: dēar laxäd mier wól = es macht mir nichts aus, wenn er lacht. Kurzes wol erscheint dagegen teils durchweg, teils wenigstens vorwiegend 1) in der Bedeutung ‚jawohl!', wo es meist doppelt gesetzt wird: wol wol! 2) in der ironischen Redensart: hô wol dô! etwa = ja, guten Morgen! 3) in konzessivem Sinn; Beispiel: Bringt man einen beladenen Wagen diesen Berg hinauf? Antw.: mid zwôa rosă wol (scil.: aber nicht mit einem einzelnen); 4) in Fällen wie: aeb e wol den gsāē bē = ehe ich noch recht drin war (ereignete sich schon das und das); 5) in Sätzen wie: dṛ hòd se wol deafă šemă = er hatte allen Grund, sich zu schämen; 6) in Sätzen wie: i was ĕs wol = ich weiß es wohl; doch ist in letzterem Fall die Länge vielleicht ebenso häufig. Vgl. auch Heusler § 43.

Digitized by Google

geben hier die geographiſchen Verhältniſſe ein wertvolles Kriterium an die Hand. Da nämlich in den (hier allein in Betracht kommenden) ſpäteren Zeiten die ſprachlichen Neuerungen uns meiſt aus dem (Nord- oder Süd-) Oſten zugekommen ſind, ſo werden wir in Fällen, wo einer auffallenden Kürze unſerer Mundart gerade weiter weſtlich eine Länge gegenüberſteht, mit einiger Wahrſcheinlichkeit auf ſekundäre Verkürzung ſchließen dürfen.

Demgemäß haben wir eine ſolche Verkürzung durch Lenisinlautdehnung entſtandener Länge anzunehmen einmal vor ŋ < ŋn < gn < kn < gen, wo die Synkopierung des e und ſomit die Doppelkonſonanz erſt aus der Zeit nach Eintritt jener Dehnung datieren dürfte[1]; alſo in Wörtern wie waŋr m. Wagner (neben wág(ă)), reaŋă regnen (neben rêag(ă)), gseaŋă geſegnen[2]). Länge (rẽaŋă n. ſ. w.) kenne ich hier nur im Nordweſten, in einem Gebiet, als deſſen ſüdliche Vorpoſten ich die Orte Weiler OA. Rottenburg — Frommenhauſen — Bietenhauſen — Wachendorf — (nicht Mühringen) bezeichnen kann.

Sodann aber ſcheint auch in den Endungen -em und -en der Vokal in gewiſſen Fällen noch vor dem Abfall des auslautenden n nach Vokalen geſchwunden zu ſein, wodurch dann der Schwund des n ſeinerſeits verhindert wurde und auslautende Doppelkonſonanz entſtand. Was die näheren Bedingungen anbelangt, unter denen die erwähnte Vokalſynkope eintrat, ſo wird man dieſelben etwa in folgende Faſſung bringen können: Geſchloſſene kurze Ultima, die auf Naſal endigt, wird nach n, nd[3]), r[4]) ſynkopiert,

1) Dagegen muß dieſe Synkopierung der Mittelſilbe vor n immer noch älter ſein, als die vor l: letztere nämlich fällt in eine Zeit, wo die Lenis durch die unmittelbar dahinter tretende weitere Konſonanz nicht mehr zur Fortis ward, ſo daß zugleich auch jeder Anlaß zur Verkürzung des vorhergehenden langen Vokals wegfiel (daher z. B. zâblă, wêdlă, hâglă u. ſ. f.).

2) Nur noch gebräuchlich in dem (gleichfalls mehr und mehr veraltenden) Ausdruck gseaŋ god! = proſit! (beim Anſtoßen). Dazu gseaŋgodă swv. II anſtoßen.

3) Es iſt anzunehmen, daß mhd. hinden, unden über *hindn, *undn zu *hinn, *unn aſſimiliert, und ſo ſchließlich bei uns zu (dă)hen, (d)on geworden ſind. Auch die mit Präpoſitionen verbundenen Artikelformen (am < an dëm, an < an dën u. ſ. f.) erklären ſich ſo am einfachſten.

4) Daher unſer Flurname Gérn < gêren. Vgl. dazu Bl. d. Schwäb. Albv. X, 77: das dort Ausgeführte dünkt mich auch jetzt noch beachtenswert.

Digitized by Google

sofern sie unmittelbar auf die Tonsilbe folgt; auf solche Weise entstandenes um wird zu mm, und zu nn assimiliert. Die Wirkung dieses Gesetzes muß in eine Zeit gefallen sein, wo die schon im Ahd. übliche, noch beim Abfall der unbetonten -e zur Geltung kommende Vereinfachung in den Auslaut tretender Geminata nicht mehr lebendig war, so daß also die neu entstandene Geminata zunächst erhalten blieb und nun die Kürzung des vorhergehnden Vokals veranlaßte.

Unter diesem Gesichtspunkt sind zu betrachten gewisse Fälle, bei denen in unserer Mundart scheinbar die Lenisinlautdehnung vor n unterblieben ist. Zunächst einmal gehören hierher eine Anzahl Formen des Pronomens ẽar jener < mhd. ẽner [1]). Ist nämlich unser ǫan ‚einen', koan ‚keinen' zweifellos durch Verkürzung aus *ôann, *kôann hervorgegangen [2]) (ebenso natürlich ǫam, koam < *ôanm, *kôanm), so liegt es von vorn herein nahe, auch Formen wie ẹan ‚jenen' auf ein älteres *ệann zurückzuführen. Entwicklungsreihe also: *eanen > *ẹanen > *ệann > eann > ẹan. Weiter wird dann anzunehmen sein, daß bei der Pronominal-Deklination die Kürze vom Akk. Sing. Mask. und Dat. (Sing. und) Plur. aus auch in Formen eindrang, wo sie lautgesetzlich nicht berechtigt war, nämlich zunächst in den flektierten Nom. Sing. Fem. und Nom. Plur. Neutr., so daß wir nun auch dort ǫane, koane, ẹane finden. Und schließlich scheint es auch begreiflich, wenn später, nach dem Schwund des auslautenden einfachen n nach Vokal, die Endung -ă auf analogischem Weg auch an solche Formen von neuem angefügt ward, wo sie eigentlich bereits in dem erhalten gebliebenen aus-

1) Ich weiß nicht, warum die Zunft das e in diesem Pronomen durchaus für ein sogen. „Umlauts-e" erklären will (vgl. z. B. Michels, Mhd. Elmntrb. § 190: jener); für's Schwäbische ist diese Annahme jedenfalls nicht zutreffend.

2) Übrigens sind die Erscheinungen, die Haag (S. 58) unter der Überschrift „combinatorische Kürzung vor nn in ein" aufführt, soweit es sich dabei um Kürzung handelt, vollständig identisch mit denen, die er S. 64 als „unechte Kürzung" verzapft. Was jene vor diesen voraus haben, ist lediglich die später hinzugetretene Monophthongierung oder — nach Haag's Terminologie: vgl. unten S. 113 — „Streckung" des unechten Kurzdiphthongs oa (Haag's wa). Vgl. Ostd. Stud. II, 56 f.

Digitized by Google

lautenden n(n) steckte. So wird z. B. der heutige Dat. Plur. koanä, eanä zu erklären sein. — Ferner sind hier zu erwähnen die Ortsadverbien hearn hüben und dearn drüben < *h-ênen bzw. *d-ênen[1]); Entwicklungsreihe auch hier: *ênen > *eanen > *ḗanen > *ḗann < eann > -earn[2]). Wenn wir daneben gleichbedeutendes hearnä und dearnä treffen, so wird auch dies auf formaler Ausgleichung mit andern Lokaladverbien, wie dóbä droben, dusä draußen[3]) beruhen, genau so, wie wenn z. B. danä dran, denä drin, donä drunten, dähenä hinten neben lautgesetzlichem dan, den, don[4]), dähen stehn[5]).

Nunmehr wird es an der Zeit sein, rückblickend den am Eingang dieses Abschnitts für die monosyllabische Dehnung aufgestellten

1) Wenn Haag (Baarm. S. 51) zu seinem hɛənə, dɛənə in Klammern ênent beifügt, ohne uns zu sagen, was nach seiner Ansicht aus dem auslautenden t geworden ist, so ist das eine Konzession an die literaturstempelnde, mundartverachtende Germanistenzunft, zu der sich ein so eifriger Dialektforscher wie Haag am allerwenigsten herbeilassen sollte. Gegen das Dogma dieser Clique: quod non est in literatura, non est in lingua, muß doch unser einer in allererster Linie protestieren. Vgl. auch Ostd. Stud. II, S. 30.

2) Das r vor dem n ist natürlich eine ganz späte Einschiebung und beruht auf einer falschen Proportion infolge rückläufiger Wortverdrängung: vgl. dazu unten S. 92, sowie schon Fischer, Geogr. S. 53 Anm. 3. Die Beachtung dieser letzteren Anmerkung hätte Herrn Weise (Z. f. hd. Ma. II, 244 f.) davor bewahrt, die Stellung in tieftoniger Silbe ganz allgemein für die letzte Ursache derartiger Einschiebungen zu erklären: für's Oberdeutsche trifft Herrn Weise's Weisheit jedenfalls nur sehr teilweise zu.

3) Zu dóbä und dusä wurden dann andrerseits wider nach don, den u. s. f. die lautgesetzlich nicht zu erklärenden Nebenformen dób, dus gebildet.

4) Zu diesem und dem folgenden Beispiel vgl. oben S. 72 Anm. 3.

5) Zu alledem stimmt, daß wir gerade im Südwesten (z. B. in Rosenfeld, Ifingen, Leidringen, Täbingen, Dormettingen, Schömberg), wo wir schwerlich eine bei uns unterbliebene „Lenisinlautdehnung", wohl aber das Unterbleiben einer bei uns eingetretenen Vokalkürzung erwarten dürfen, neben ɑ̃n ‚einen' auch hḗanä — dḗanä treffen. — Das im Nordwesten herrschende hḗnz(ä) — dḗnz(ä) (Vorposten gegen uns her: Bühl — Dettingen — (nicht Hemmendorf) — Hirrlingen — Hart — Stetten — Erlaheim — Binsdorf — Heiligenzimmern) will ich, als nicht ganz sicher, hier lieber beiseite lassen. Doch zweifle ich kaum, daß diesen Formen ein altes -ênen-zuo zu Grunde liegt. — Das hinter dieser Zone gelegene Remmingsheim hat dann wider hḗanä — dḗanä.

Digitized by Google

terminus a quo auf seine Berechtigung zu prüfen. Zum Beweis, daß die Apokope des unbetonten -e beim Eintritt der monosyllabischen Dehnung bereits vollzogen war, eignen sich natürlich ausschließlich solche Wörter, die überhaupt keine alt-einsilbigen Formen haben und deren Konsonanz auch keine „Inlautdehnung" zuläßt, so daß also die Dehnung ihren Ausgang notwendig von den neu-einsilbigen Formen genommen haben muß. Solche Fälle sind indes nicht gerade häufig.

In erster Linie kommen hier in Betracht die S. 61 f. genannten Beispiele él, ēm, kē, swōm, šbrōχ, von denen jedoch nur den beiden ersten [1]) volle Beweiskraft zukommt; denn kē könnte, sofern die S. 61 Anm. 8 ausgesprochene Vermutung zuträfe, an die Stelle eines älteren keχ getreten, also bei uns nicht lautgesetzlich entstanden sein; und beim Konj. Prät. spielt die Analogie eine so große Rolle, daß man sich keineswegs darauf verlassen kann, daß die Länge des Vokals in den oben angeführten Formen auch wirklich auf lautgesetzlicher Entwicklung beruht [2]). — Sodann wären zu erwähnen nām und rām (vgl. oben S. 53), denn da in der Lautverbindung am bei uns die Dehnung im Inlaut sonst unterbleibt, so wird man annehmen dürfen, daß sie hier von einer neu-einsilbigen Form, d. h. dem Nom. Sing. nam, ram ausgegangen ist.

Die bisher angezogenen Fälle hatten unter sich das gemein, daß die neueinsilbigen Formen sämtlich auf Liquida auslauteten. Da es nun aber immerhin möglich scheint, daß auch die Apokope des e, ähnlich wie die Synkopierung desselben vor auslautendem Dental (vgl. oben S. 68 Anm. 1), zunächst nur nach Liquida eingetreten wäre [3]), so bedürfte es zum vollen Erweis der Richtigkeit

1) Bei diesen, insbesondere bei ēm, scheint mir die Sache aber auch wirklich absolut sicher; denn da der Nordwesten das Synonym bāēle (vgl. oben S. 24), der Südwesten aber ungedehntes em hat, so könnte unser ēm, selbst wenn es auf Wortverdrängung beruhte, höchstens aus dem Osten stammen. Wenn aber das -e sogar dort schon vor Eintreffen der monosyllabischen Dehnung abgefallen war, so mußte dies bei uns, die wir von jener Dehnung erst später erreicht wurden, natürlich zweimal der Fall sein.

2) Man vgl. z. B. Formen wie trεηk ‚tränke' in Schwenningen (Haag S. 22).

3) Für die mhd. Literatursprache wird ein solcher frühzeitiger Abfall

unserer Datierung eines Beispiels ohne alteinsilbige Formen, bei dem Explosiva bzw. Spiraus fortis die „Lenisinlautdehnung" ausschlösse. Ein solches kann ich jedoch leider in unserer Mundart nicht auftreiben. Denn bei den beiden Verbalformen büd < mhd. biute (1. Sing. Ind. Präs.) und lás < mhd. *lazze (1. Sing. Ind., 1. 3. Sing. Konj. Präs.), die allenfalls hier anzuführen wären, könnte die Länge schließlich auch aus den zugehörigen alteinsilbigen Imperativen (büd < mhd. biut, lás < mhd. *laz) übertragen sein.

Beweisen läßt sich somit streng genommen nur so viel, daß das auslautende -e nach haupttoniger Silbe schon vor Eintritt der monosyllabischen Dehnung geschwunden war, sofern ihm eine Liquida unmittelbar vorhergieng. Daß das chronologische Verhältnis dasselbe war, wenn dem -e eine anderweitige Konsonanz vorhergieng, ist zwar wahrscheinlich, aber als sicher darf das bis auf weiteres nicht gelten.

Zum Schluß will ich nicht unterlassen, noch kurz auf den gewichtigsten Einwand aufmerksam zu machen, der sich gegen meine Datierung und zugleich gegen meine ganze Theorie von der „monosyllabischen Dehnung" erheben läßt. Man sollte nämlich erwarten, daß die einsilbigen starken Maskulina und Femininа, sowie die (in unserer Mundart ziemlich häufigen) Neutra mit endungslosem Plural die monosyllabische Dehnung auch vor ursprünglicher Tennis oder Geminata allenthalben durchgeführt hätten, da ja diese Substantiva nach der Apokopierung des -e nur noch zwei (nicht besonders häufige) Kasus[1]) hatten, welche eine Dehnung der Stammsilbe nicht zuließen. Statt dessen finden wir nun aber, daß in der Mehrzahl der hier in Betracht kommenden Fälle vor den die Lenisinlautdeh-

---

des -e nach l, r allerdings nur nach kurzer Hauptsilbe angenommen (vgl. Michels, Mhd. Elmntrb. § 68, 1 a). Allein die Synkopierungsverhältnisse unserer Mundart (so unklar sie mir in manchen Stücken noch sein mögen) lassen schon jetzt deutlich so mannigfache Abweichungen von den seitens der zünftigen Germanistik für's Mhd. aufgestellten Regeln erkennen, daß auf obige Beschränkung jedenfalls nicht viel zu geben ist.

1) Nämlich 1) den Gen. Sing. Mask. und Neutr., wo durch Synkopierung des Vokals der Endung -es auslautende Doppelkonsonanz entstanden war gots, stalls u. s. f.); sodann 2) den Dat. Plur., der seine silbische Endung bis heute bewahrt hat (steten, rossen u. s. f.).

Digitized by Google

nung verbietenden Konsonanzen die alte Kürze auch in den einsilbigen Formen erhalten geblieben ist; also z. B. šdad, god, sud; bral [1]), šdal, šwom [2]), sen, gaŋ; šif, gšbas, ros, kus, bis, bleax, seax [3]), šdix u. s. w.

Man kann hier nun zwar in einzelnen Fällen (so z. B. bei god, sen, šif) die Kürze dem Einfluß der Schrift- oder Verkehrssprache zuschreiben. Aber bei sehr vielen scheint doch der Verdacht einer Entlehnung ausgeschlossen. Bei diesen muß man entweder Übertragung der Kürze aus dem Diminutivum (so vielleicht bei šdad, šwom, ros, bleax) oder einem abgeleiteten Adjektiv (so vielleicht gšbas nach gšbèsig) oder schließlich Beeinflussung durch irgendwelche Verbalformen annehmen (so etwa sud nach gsodă, bral nach brelă [4]), šdal nach šdelă, gaŋ nach gaŋă (Part. Prät.), kus nach kisă, bis nach bisă (Part. Prät.), šdix nach šdeaxă — gšdoxă).

In den Nachbarmundarten trifft man da und dort bei Wörtern, die in Ostdorf Kürze aufweisen, die lautgesetzlich zu erwartende Länge. So kenne ich z. B. aus Salmendingen und Melchingen gedehntes blêax; das unserem seax entsprechende gedehnte (fôar)sêa (mit spontaner Nasalierung) ist im Süden weit verbreitet: ich habe es von Neufra OA. Gammertingen bis Renquishausen verfolgt. Vgl. ferner štaal [5]), tsool in Schwenningen (Haag S. 19).

All das scheint zwar für einstige weitere Verbreitung der

---

1) = „Schrei", dann übertragen = „einen Schrei hervorrufender Hieb"; z. B. ǫam brèl năhaobă.

2) = „Schwamm"; schon Hoffmann (Ma. v. Baselstadt § 91) hat hier mit Recht eine alte Ablautform (Schwundstufe) vermutet.

3) Vgl. Kluge, Et. Wb.[6] s. v. Sech.

4) = „heulen". Vgl. auch Ostd. Stud. II, S. 58 Anm. 2.

5) Vgl. auch unsern Flurnamen Hamrždál (oben S. 61), der beweist, daß auch in Ostdorf dieses Wort ursprünglich Dehnung aufwies. — Auffallend ist übrigens in Schwenningen der Plural štell (Haag l. c.). Doch wird man schwerlich daraus schließen dürfen, daß die Dehnung in Schwenningen älter ist als die Apokope des -e; eher könnte man annehmen, daß der Einfluß des umgelauteten Diminutivs štelle < štällelîn sich zwar auf den gleichfalls umgelauteten Plural, dagegen nicht auf den umlautlosen Singular erstreckt hat.

Digitized by Google

monosyllabischen Dehnung in solchen Fällen zu sprechen; doch leugne ich trotzdem keineswegs, daß dieser Punkt zu manchen Bedenken Anlaß gibt, und daß hier noch manche Schwierigkeit zu heben bleibt.

6. Später als die Rundung von mhd. i(r) fällt die Dehnung vor r oder h einerseits + dentaler Explosiva, Spirans oder Nasalis andrerseits, d. h. also vor den mhd. Lautgruppen rt, rz, rȥ, rs, rn; ht, hz, hs: vgl. Ostd. Stud. I, 17 ff.; 26 ff.; II, 53 ff.; 60 ff.; 66 f. Wenn ich auch die mit h beginnenden Konsonanzen hierher ziehe, so beruht dies allerdings lediglich auf der gleichartigen Zusammensetzung der beiden Gruppen (Dauerlaut + Dental)[1]; für sich betrachtet, läßt sich für die Dehnung vor ht, hz, hs kein genauerer terminus a quo gewinnen als die dritte Diphthongierungsstufe der i- und û-Laute[2].

Als terminus ad quem kann bei uns[3] die Metathesis der Sonans in den beiden Kurzdiphthongen ea und oa[4] gelten; denn z. B. eine Form wie *o̯art (Ort) hätte nimmermehr zu ôart gedehnt werden können. Eine weitere Grenze gegen unten wäre die Nasalverdichtung vor Tenuis, sofern sich meine diesbezügliche Hypothese (vgl. oben S. 36) bewähren sollte[5]. — Dagegen kann der früher (I, 20) von mir angenommene terminus ad quem (Apokope des -e)

1) Diese Gleichartigkeit könnte übrigens auch nur scheinbar sein; denn da die Gruppen h + Labial bzw. Guttural in der Sprache überhaupt nicht vorkommen, so kann man im Grunde genommen nicht wissen, ob die Dehnung vor denselben eventuell nicht ebenfalls eintreten würde.

2) Das gleiche gilt auch für die sporadische Dehnung vor st. Da ich darüber zunächst nichts neues beibringen kann, so lasse ich diese Erscheinung im Text unberücksichtigt.

3) Da wo kurzes ea und oa zu è und ò geworden ist (vgl. Ostd. Stud. II, 56 f.), kann diese Monophthongierung oder „Streckung" als terminus ad quem an die Stelle der Akzentverschiebung treten.

4) Diese Metathese tritt aber — worauf ich Ostd. Stud. II, 53 ausdrücklich hinzuweisen vergessen habe — bei uns nur in gewissen Fällen, vor allem im Wortanlaut ein: e̯asä essen, e̯abṛ < ëtewër (nicht ètewër, trotz Michels, Mhd. Elemntrb. § 189), zo̯arn Zorn u. s. f.

5) Weiter unten wird sich als terminus ad quem noch die Assimilation (S. 93) bzw. der Schwund (S. 98) des ersten Komponenten der betreffenden Konsonantengruppen ergeben.

Digitized by Google

schwerlich richtig sein, da wir denselben Vorgang ja bereits für die monosyllabische Dehnung vor einfacher Konsonanz (freilich nicht ganz ohne Bedenken: vgl. oben S. 76 f.) als terminus a quo aufstellen mußten. Und in der That ist der Ostd. Stud. I, 20, 16 ff. gezogene Schluß keineswegs zwingend; denn die Kürze kann in den betreffenden Wörtern ebenso gut durch Übertragung aus den auch nach der Apokope des -e mehrsilbig gebliebenen Formen (auf -en, -er u. s. f.) erklärt werden.

Der I, 19 f. von mir vertretenen Auffassung, als ob unsere Dehnung vor mhd. rd nicht hätte eintreten können, stehe ich neuerdings einigermaßen skeptisch gegenüber. Denn sofern es sich wirklich auch hier um eine monosyllabische Dehnung handelt ist eine solche Annahme nicht absolut nötig [1]).

Für das Unterbleiben der Dehnung vor mhd. rd könnte etwa sprechen, daß in einem Gebiet im Nordosten, als dessen Grenze gegen uns her ich die Linie Dußlingen—Ofterdingen—Belsen—Thalheim kenne, und das (nach Wagner S. 56) mindestens bis Reutlingen reicht, ahd. hërd ungedehnt in den Formen hèrd (Dußlingen, Gomaringen, Kirchentellinsfurt), hèräd [2]) (Ofterdingen, Mössingen, Belsen) oder heard (Thalheim, Nehren) erscheint. Indes müßten wir in diesem Fall für jenes Gebiet die „r-Dehnung“ noch vor die Apokope des -e verlegen, da nach deren Eintritt das rd in sämtlichen Kasus außer dem Dat. Plur. im Auslaut stand, also zu rt geworden war; und aus einem einzigen Kasus kann die Kürze doch kaum in das ganze Paradigma eingedrungen sein. Dazu will dann aber wider nicht stimmen, daß wir uns oben (S. 34; vgl. indes unten S. 102 Anm. 2) zu der Vermutung veranlaßt fanden, daß in einem ganz nahe gelegenen Bezirk (von

1) In diesem Fall ist die Dehnung lautgesetzlich nur da, wo die in Betracht kommenden Konsonanzen im Auslaut standen, also — auf Grund der mhd. Auslautregel — in der That nur vor r (bzw. h) + (dentaler) Fortis eingetreten. Die analogische Übertragung der Dehnung auf mehrsilbige Formen könnte dann aber schließlich auch vor r + Lenis erfolgt sein.

2) Diese merkwürdige Form kann ich nicht befriedigend erklären. Man könnte auf den Gedanken kommen, das -rä- durch Metathesis aus -är- zu erklären, da ja der Kurzdiphthong ea in den betreffenden Orten sonst nicht zu è „gestreckt“ wird: also hèrad < hèard?

Digitized by Google

Frommenhausen an westwärts) die Synkopierung des -e schon der (doch bedeutend früheren) Dehnung vor Nasal + Tenuis vorangegangen sei. Die Sache bleibt also zunächst noch unsicher.

Sollte indes die „r-Dehnung“ wirklich aus irgend einem Grunde[1]) nur vor r + dentaler Fortis eingetreten sein, so dürften wir da, wo wir scheinbar Vokaldehnung vor ahd. rd finden, die mhd. Auslautregel nur bei (alt- oder neu-)einsilbigen Wörtern wie etwa hêard ‚Herd' heranziehen. Dagegen in Fällen, wie fidrǎ, fôadrǎ, môadrǎ werden wir (wie schon Ostd. Stud. II, 61 angedeutet) unsere Zuflucht zu Verner's Gesetz nehmen müssen, wobei man — obgleich hier, wo es sich nur um germ. d handelt, nicht notwendigerweise — auch noch die westgermanische Konsonantendehnung hinzunehmen kann: vgl. oben S. 40. Synkopierte Formen wie *vürtren, *vortron zu Grunde zu legen, halte ich jetzt auch hier (vgl. oben S. 39 Anm. 1) für bedenklich.

Meine bereits vor Jahresfrist (Ostd. Stud. II, 66) aufgestellte These, daß die Dehnung vor r + Dental aus dem Norden stammt, ist durch die mir inzwischen bekannt gewordenen Thatsachen im ganzen bestätigt worden, so daß ich sie jetzt wohl für gesichert halten darf. Ich glaube nun immerhin eine Reihe von Fällen zu kennen, wo in der Gruppe: offener Vokal + r + Dental die Vokaldehnung innerhalb des Bereichs meiner Aufnahmen ihr Ende[2]) nach

1) Denkbar ist es ja immerhin, daß gerade rd dem Eindringen der monosyllabischen Dehnung in mehrsilbige Formen widerstrebt hat. Bei der Annahme einer Ersatzdehnung würde diese Vermutung schon durch die analogen Verhältnisse bei der Nasaldehnung nahe gelegt. Lediglich diese Analogie ist es auch, die mich Ostd. Stud. I, 17 bestimmt hat, die Regel, so wie ich gethan, zu formulieren; die thatsächlichen Verhältnisse der Ostdorfer Mundart bieten dafür so gut wie gar keinen Anhaltspunkt. Denn unser ford fort (= germ. forþ) erweist sich durch seinen Vokal (o statt oa vor r!) als Lehnwort aus der Verkehrssprache; und die Form gardepll muß, wie oben (S. 22 Anm. 1) gezeigt ist, ebenfalls irgendwoher entlehnt sein.

2) Durch die Möglichkeit, die ear, oar und — nach meiner „Streckungs“-Hypothese — auch die ər, ər teilweise als Kürzungen aus ēar, ōar zu erklären (vgl. darüber unten S. 91 Anm. 2), wird freilich die Beurteilung der hier in Betracht kommenden Grenzen vielfach unsicher. Doch scheint mir nicht nur bei ērz, sondern z. B. auch bei ērn, orn eine unsere Gegend in west-östlicher Grundrichtung durchziehende Südgrenze der Dehnung gesichert.

Digitized by Google

Süden zu findet. Jedenfalls aber wird mir Haag seinerseits innerhalb des Gebiets seiner Karte keine Linie nachweisen können, welche bei der genannten Gruppe die Dehnung gegen Norden abschlösse. Und nur dadurch könnte er doch m. E. die Richtigkeit seines Satzes erweisen: „aus Süden Dehnung der offenen, aus Norden der geschlossenen Vokale", einer Regel, von der er ja selbst eine Anzahl von ihm unerklärt gelassener Ausnahmen statuieren muß.

Die Grenzen der Dehnung sind bei den einzelnen Gruppen (art, ërt, ërz, ërn ꝛc.) sehr verschieden, und selbst innerhalb derselben zeigen sich bei einzelnen Beispielen oft merkwürdige Abweichungen. Auch sind die Linien manchmal seltsam geschweift, was, wenn man nur einen kleinen Abschnitt überblickt, gelegentlich zu ganz irrigen Vorstellungen führen kann: s. z. B. unten bei ërn.

Ich gehe nun die einzelnen Lautgruppen der Reihe nach durch.

art. Hier habe ich nirgends die Grenze der Dehnung erreicht. Vgl. indes gatą in Laichingen (Bopp S. 36).

ert. Bei herd dringt die Dehnung von Nordosten vor. Äußerste Vorposten von hé(r)d: Bühl — Bodelshausen — Schlatt — Onstmettingen — Ebingen — Meßstetten — Heinstetten — Schwenningen — Hausen i. Thl. — (nicht Gutenstein) — Unterschmeien — Laiz; im Osten kenne ich Länge aus Münsingen (Bopp S. 36: hét) und Nasgenstadt. Dagegen in Laichingen (Bopp S. 36: het), Scharenstetten, Eggingen und weiter östlich überall Kürze.

Bei té(r)dig ist mein Material lückenhaft [1]). Die Grenze der Dehnung scheint im Wesentlichen mit der von wird (s. u.) zusammenzufallen; doch hat Schömberg ferdig neben wid. Im Osten Länge in Münsingen (Bopp S. 36: fétig) und Nasgenstadt; sonst (Eggingen, Scharenstetten und weiter östlich) Kürze.

ërt. Hier kann ich nur die ungedehnten Formen von hèard im Nordosten anführen, von denen oben (S. 79) die Rede war. Dies wäre der einzige Fall, den Haag etwa zu Gunsten seiner Theorie anführen könnte – sofern sich nämlich meine l. c. versuchte Erklärung der Kürze aus dem rd (statt rt) als unzutreffend

1) Vielfach ist den Leuten für diesen Begriff nur grêa (s. o. S. 63) geläufig, und es hält gelegentlich schwer, sie auf das andere Wort zu bringen.

Digitized by Google

erweisen sollte. Im Osten fand ich von Münsingen (Bopp S. 35: hèört) bis Langenau und Dorfmerkingen allenthalben Dehnung.

irt. Bei wird ziehen sowohl Haag als Fischer (Karte 18) Obernheim[1]) und Nusplingen fälschlich in den Bereich der Dehnung; von Heinstetten ab gegen Südosten fällt hier die Grenze der gedehnten Form, soweit meine Aufnahmen reichen, mit derjenigen von hérd (s. o.) zusammen, so daß also Fischer's Linie auch für Kreenheinstetten nicht (oder nicht mehr?) zutreffend ist. Im Osten Dehnung in Münsingen (Bopp S. 36: wit) und Nasgenstadt[2]); in Laichingen (Bopp S. 36: wit), Eggingen, Scharenstetten und weiter östlich herrscht Kürze[3]).

ort. Bei wóard bin ich im Süden gerade noch über die Grenze der Dehnung hinaus vorgedrungen: in Kreenheinstetten und Leibertingen fand ich bereits ungedehntes wòrd[4]); sonst überall im Bereich meiner Aufnahmen Dehnung, z. B. auch in Göggingen und Buchheim (letzteres wóard)[5]). In Münsingen

1) Dagegen findet sich hier Dehnung in (gāōs)hírd.

2) Bei dieser Gelegenheit sei — als Nachtrag zu Ostd. Stud. II, 60 f. — erwähnt, daß die Aussprache dieses Wortes, wie ich mich inzwischen überzeugt habe, z. B. in Nasgenstadt genau dieselbe ist wie in Ostdorf. Demnach wird also die von Fischer (Geogr. S. 21) offen gelassene Frage hinsichtlich der quantitativen Geltung seines wiort Bezirk seiner Karte 18 zum Gebiet der Dehnung zu ziehen ist.

3) Ich muß indes bemerken, daß diese letztere Angabe aus dem Kompositum wirdshous, über das mir für jene Gegenden allein Angaben zu Gebote stehn, abstrahiert ist. Ich kenne die Dehnungsverhältnisse des Ostens nicht genau genug, um zu beurteilen, ob nicht dort neben dem Kompositum wirdshous etwa ein Simplex wird stehn könnte.

4) Das ò ist natürlich „gestreckt" aus oa: vgl. Ostd. Stud. II, 56 f.

5) Von der Linie Königsheim — Renquishausen — Bärenthal — Irrendorf ab südwärts nähert sich in den unechten Langdiphthongen ēo und ōo der erste Komponent mehr und mehr dem (geschlossenen) é bzw. ó, was ich durch die Schreibung éa bzw. óa widergebe. Daß aber diese „Engung" — wie Haag (S. 65) behauptet — bis „nahezu ia, ua" vorgeschritten wäre, habe ich noch nirgends gefunden. Die ua = germ. ai, die Haag (S. 115) in der Sprachprobe aus Renquishausen bringt (stuag, ûās, hûā), sind jedenfalls unrichtig. Ebensowenig verstehe ich, wie Haag (S. 65) diese „Dissimilation" als „schwäbisch" bezeichnen kann: mir ist sie bisher nur um die obere Donau begegnet. Vgl. auch unten S. 93 Anm. 2.

Digitized by Google

(Bopp S. 35) ebenfalls wôərt; für den ferneren Osten fehlt mir hier das Material.

urt. Für diese Gruppe kann ich keine genaueren Angaben machen; Dehnungs-Grenze wahrscheinlich wie bei irt.

arz. Hier bin ich nirgends an die Grenze der Dehnung gelangt; also allenthalben há(r)z, šwá(r)z u. s. f.

erz. Bei kérz ist die Dehnungs-Grenze ungefähr dieselbe wie bei fé(r)dig (s. o.); nur fand ich Länge auch noch in Schömberg, Obernheim und Gutenstein. Länge ferner in Nasgenstadt und Dorfmerkingen; sonst in Eggingen, Scharenstetten und weiter östlich Kürze.

ërz. Bei den beiden (stets miteinander gehnden) Wörtern hearz und šmearz läßt sich als Südgrenze der Dehnung bezeichnen die Linie Flözlingen—Irslingen—Schömberg — (nicht Dormettingen) — Ifingen — Geislingen — Owingen — Steinhofen — Onstmettingen — Truchtelfingen — (nicht Bitz) — Neufra — Hermentingen; dieser geschlossenen Vorpostenlinie sind aber noch drei Inseln vorgelagert, nämlich erstens Balingen, dann Thieringen und Oberdigisheim, endlich Lautlingen und Meßstetten[1]). — Münsingen hat Kürze (Bopp S. 68: hèrts); ebenso Nasgenstadt (hèz) und der fernere Osten.

irz. Bei šmúză (vgl. oben S. 3) wohl dieselbe Dehnungs-Grenze wie bei wird; für den Osten fehlt mir das Material.

1) Haag's Linie 4 α (herts — hsorts) scheint in ihrer — von mir allein kontrollierten — östlichen Hälfte auf den ersten Blick ein reines Phantasiegebilde, da östlich 12 β nirgends herts erscheint. Man muß sich indes erinnern, daß wahrscheinlich (ganz sicher bin ich hier keineswegs über Haag's Intentionen: vgl. unten S. 127) 4 α durch 12 β modifiziert werden und demnach östlich letzterer Linie die Grenze zwischen hjarts und hsarts bezeichnen soll. Dann kann man entweder die hier offenbar durch Sachkenntnis nicht getrübte Unbefangenheit bewundern, mit der Haag seine Linie von Schömberg aus, offenbar immer den dicksten „Grenzbündeln" nach, geraden Wegs zum Ostrand hin gezogen hat; oder man könnte auch vermuten, daß er für das Gebiet, welches zwischen der thatsächlichen Südgrenze von hsarts und seiner Linie 4 α liegt, „unechte Kürzung" annehme; wozu dann freilich der Text (S. 64: „in ërt bleibt ea") nicht stimmen würde. Mir meinerseits ist — angesichts der zerrissenen Grenze — gar nicht unwahrscheinlich, daß auch hier unechte Kürzung im Spiel ist. Vgl. unten S. 91 Anm. 2.

Digitized by Google

orz. Die Dehnung ist bei dieser Gruppe in Ostdorf durchweg eingetreten, und reicht jedenfalls viel weiter nach Süden als bei ërz; doch kann ich leider keine Grenze angeben. Vielleicht ist es dieselbe wie bei wôard (s. o.).

urz. Bei šú(r)z dieselbe Grenze wie bei wird, nur hat Obernheim Dehnung. Im Osten Dehnung in Münsingen (Bopp S. 36: šûts), Nasgenstadt, Eggingen, Scharenstetten, Altenstadt, Langenau, Gmünd; dagegen in Laichingen (Bopp S. 36: šuts) und Dorfmerkingen Kürze.

ars. Auch hier (wie bei art und arz) bin ich auf keine Grenze gestoßen.

ërs. Bei fêars(ä) (Ferse) ist die Südgrenze der Dehnung die Linie Dürbheim — Kolbingen — Fridingen — (nicht Leibertingen) — Kreenheinstetten — Gutenstein. Weiter östlich Länge in Münsingen[1]), Langenau, Dorfmerkingen, dagegen Kürze in Gmünd, Scharenstetten, Eggingen, Nasgenstadt[2]).

Bei gèašdä verläuft die Grenze wahrscheinlich etwas anders, doch kann ich darüber nichts Sicheres angeben.

irs, irz. Bei híš dieselbe Dehnungsgrenze wie bei wird, nur hat auch hier Obernheim noch Länge; im Osten Länge in Münsingen (Bopp S. 36: hîšš), Nasgenstadt, Langenau, Dorfmerkingen, Kürze in Laichingen (Bopp S. 36: hišš), Eggingen, Scharenstetten, Altenstadt, Gmünd.

ors. Dehnungsgrenze wohl wie bei gèašdä; indes muß ich auch hier auf präzisere Angaben verzichten.

urs. Bei büšdä (Bürste: s. o. S. 2) ist die Dehnungsgrenze wie bei kérz (s. o.); im Osten Länge in Münsingen (Bopp S. 36: bîšd), Nasgenstadt, Dorfmerkingen, Kürze in Eggingen, Scharenstetten, Altenstadt, Gmünd, Langenau.

---

1) Ich schließe das aus Bopp S. 68 (fêars). Die etwas unklaren Ausführungen l. c. S. 36 können indes zu Zweifeln Anlaß geben: soll die dort (Z. 16) angeführte Form fêars nur als theoretisch möglich, oder als anderweitig auftretend bezeichnet werden? Oder liegt etwa, wie in dem unten (S. 87 Anm. 2) zu erwähnenden Falle, nur Druckfehler vor?

2) Wegen der Grenze zwischen fêars- und fêarš- s. unten S. 98. — Die verschiedenen Endungen dieses Wortes (-(ä), -m, -er, -e) lasse ich hier beiseite.

Digitized by Google

Bei füše (s. o. S. 2 A. 5) sind die Vorposten der Dehnung etwa [1]) Rothenzimmern — Schömberg — (nicht Obernheim) — Unterdigisheim — Meßstetten — Ebingen — Bitz — Gauselfingen — Burladingen — Hausen i. K. — Schlatt — Beuren — Bodelshausen — (nicht Ofterdingen) — Dußlingen. Ferner erscheint füse in Nasgenstadt, sonst überall im Osten Kürze [2]).

arn. Bei dieser Gruppe, der einzigen mit -rn, die in Ostdorf Dehnung aufweist, kann ich so wenig wie bei den übrigen a-Gruppen irgend eine Grenze angeben [3]).

ërn. Die Dehnungsgrenze — für alle hier in Betracht kommenden Beispiele dieselbe — ist sehr seltsam geschweift. Wir treffen sie zunächst im Süden, wo mir Buchheim — Fridingen — Mühlheim — Dürbheim — Balgheim — Hofen als Vorposten der Dehnung (gegen Norden!) bekannt sind. Dann verschwindet die (auf der soeben skizzierten Strecke in geradezu umgekehrter — westnordwestlicher — Richtung verlaufende) Linie zunächst aus meinem Gesichtskreis. Wie sie von neuem im Bereich meiner Aufnahmen auftaucht, ist sie nach Norden umgebogen; Grenzorte (gegen Osten): Dormettingen — Erlaheim — Owingen — Hart — Hirrlingen — Hemmendorf — Dettingen — Weiler. Dann entschwindet mir die Grenzlinie abermals, indes nur, um ganz in der Nähe wider aufzutauchen, nachdem sie inzwischen eine neue Wendung — nach Südosten — gemacht hat; sie läuft nun

1) Die angegebene Grenze ist nicht durchweg sicher, da in einigen anliegenden Orten vür-hin für vür-sich auch in der Bedeutung ‚vorwärts' eintritt. So scheinen Straßberg, Stetten a. k. M., Benzingen, Veringenstadt überhaupt nur fire zu kennen; doch haben Frohnstetten und Harthausen a. d. Scheer jedenfalls firse.

2) Wegen der rs: rš-Grenze, die bei diesem Wort die Dehnungsgrenze (in der Nähe von Jungingen) schneidet, s. u. S. 98.

3) Bohnenberger & Co. behaupten (Alem. N. F. II, 256): „In M. haben die Gruppen rd, rn stets die Dehnung verhindert. Gedehnt ist: a und u . . . . in M. außer vor rd, rn." Bei Bopp (S. 35) steht indes deutlich gárn. — Wie sprach der junge Tarafa?

Lesen ist eine schöne Kunst,
Eine schöne das Schreiben.

Bei uns aber scheint es Leute zu geben, welche die zweite ausüben, ohne die erste recht zu verstehn.

Digitized by Google

an den Vorposten (gegen Westen) Dußlingen — Gomaringen — Melchingen — Stetten u. Holst. — (nicht Gauselfingen) — Neufra — Gammertingen entlang[1]). Im Osten Kürze in Münsingen (Bopp S. 68: fèrnt, èrnst) und Nasgenstadt, sonst allenthalben Länge (kèarä bzw. kèrä Kern u. s. f.).

irn. Bei hurn (Hirn: s. oben S. 3) sind die Vorposten des Dehnungsgebiets: Bieringen — Bietenhausen — Hart — Großelfingen — Steinhofen — Thanheim — Boll — Beuren — Ringingen — Burladingen — Neufra — Hettingen[2]).

---

1) Außerhalb des Dehnungsgebiets erscheint östlich von Haag's Linie 12 β ea(r)n oder ęa(r)n (beides = Haag's jarn), westlich derselben „gestrecktes" è(r)n (Haag's ern). Ich gebe hier als nördliche Fortsetzung der erwähnten Linie die weiteren östlichen Vorposten der „Streckung": Geislingen — Owingen — Rangendingen — Hemmendorf — Dußlingen; außerdem ist unserer Linie noch die Stadt Hechingen als Insel vorgelagert. (Nach Vorstehndem sind die nicht ganz genauen Angaben Ostd. Stud. II, 57 zu berichtigen.) Demnach haben è(r)n innerhalb des Bereichs meiner Aufnahmen die Orte Hausen a. Thann, Roßwangen, Geislingen, Rangendingen, Hechingen, Bühl. Trotzdem erklärt Haag (S. 54): „nur im Westen (hinter 12 a) kurzes -ern", führt aber nichtsdestoweniger S. 84 aus Geislingen die Form genn an. Wie soll man das zusammenreimen? Der Schwund des r kann hier doch keinen Unterschied bedingen. Oder haben wir hier zwischen Kürze und Kürzung zu unterscheiden? — Außerdem bleibt mir unklar, wie Haag das im Südosten seiner Karte — zwischen 14 und 12 β — herrschende -jarn aufgefaßt wissen will. Soll man darin die von ihm S. 64 erwähnten „weit südwärts durchs Bärental" reichenden Spuren der unechten Kürzung sehen? Aber hier kann man doch nicht von bloßen „Spuren" reden, abgesehen davon, daß z. B. Leibertingen oder Hausen i. Thal doch kaum mehr zum Bärenthal gehören. Das Wahrscheinlichste ist mir, daß bei Haag hier eine ähnliche Fehlerquelle (ungeeignete Gewährsmänner? Hörfehler?) im Spiel ist, wie sie für seine Linie 4 β (s. u. s. orn) und vielleicht (vgl. u. S. 117 Anm. 1) auch für 4 α verhängnisvoll ward. — Übrigens beansprucht obige Linie als Dehnungs-Grenze nur bedingte Giltigkeit: sofern nämlich — s. u. S. 91 Anm. 2 — hier „unechte Kürzung" anzunehmen ist, haben wir darin vielmehr eine Kürzungs-Grenze zu sehen, während sich dann für die Vokaldehnung die ursprüngliche Südgrenze innerhalb meines Gebiets zwar ihrer einstigen Existenz, nicht aber ihrem genauen Verlauf nach feststellen läßt.

2) Haag erwähnt da, wo man es erwarten sollte (S. 55, Abschn. 4 ζ), nichts von dieser Dehnung, obgleich sie noch in den Nordrand seiner Karte hineinreicht. Dagegen wird von ihm S. 84 wenigstens fortsiins angeführt.

Digitized by Google

Eine merkwürdige Exklave bildet Ofterdingen, wo — wie in Ostdorf — vor rn nur a gedehnt wird. Im Osten Kürze in Reutlingen (Wagner S. 41: 'irn) und Münsingen (Bopp S. 70: hirn), in Nasgenstadt und weiter östlich überall Dehnung (hirä).

orn. Bei allen hierher gehörigen Wörtern finden wir dieselbe verschnörkelte Dehnungsgrenze wie bei ërn[1]). Im Osten Kürze in Münsingen (Bopp S. 35: dorn, horn, tsorn)[2]) und Dorfmerkingen; sonst in Nasgenstadt und weiter östlich allenthalben Länge.

urn. Bei durn (Turm) ist die Dehnungsgrenze folgende: Mühringen — Weildorf — Gruol — Binsdorf — Erlaheim — Owingen — Steinhofen — Thanheim — Boll — Beuren — Ringingen — Burladingen — Neufra — Gammertingen. Im Osten Dehnung in Eggingen und Langenau (dürä), Kürze in Nasgenstadt, Scharenstetten, Gmünd, Dorfmerkingen.

---

1) Ebenso finden wir auch hier außerhalb des Dehnungsgebiets teils oa(r)n oder ǫa(r)n (beides = Haag's warn), teils — bei eingetretener „Streckung" — ò(r)n. Aber da die „Streckung" sich bei oa schon viel weiter ausgebreitet hat, als bei ea, so ist oa(r)n bzw. ǫa(r)n heute bereits auf ein inselartiges Gebiet beschränkt, dessen Umrisse durch folgende Orte bezeichnet werden: Ostdorf — (nicht Balingen) — Endingen — Erzingen — Weilheim — Thieringen — Obernheim — Oberdigisheim — Meßstetten — (nicht Straßberg) — Winterlingen — Harthausen — (nicht Neufra) — Gauselfingen — Ringingen — Salmendingen — Thalheim — Mössingen — Ofterdingen — Bodelshausen — Stein — (nicht Hechingen) — Weilheim — Großelfingen — (Ostdorf); dieser Hauptinsel ist dann im Südwesten noch Nusplingen vorgelagert. — Haag's Linie 4 β mag, soweit sie eingezeichnet ist, richtig sein (ich bin zwar selbst noch nicht so weit südlich gekommen, aber es ist mir a priori wahrscheinlich, daß die auf der Strecke Hofen — Buchheim gewissermaßen rückläufige Dehnungsgrenze nachher wider in ihre Grundrichtung zurückkehrt); auf alle Fälle ist sie aber unvollständig: denn von dem ò(r)n-Gebiet zwischen Heinstetten und Leibertingen, das sich gegen Nordwesten bis Roßwangen vorschiebt, finde ich bei Haag weder auf der Karte noch im Text eine Spur. Nördlich von Haag's Kartengebiet kenne ich ò(r)n aus Rangendingen, Hechingen, Nehren und Bühl. Wegen der Konsequenzen, die sich auch hier aus der Annahme „unechter Kürzung" ergeben, s. den Schluß der Anm. 1 auf voriger Seite.

2) Dagegen l. c. S. 41: tsòrn; woh 'ein Druckfehler?

Digitized by Google

Bei frzurnă (vgl. oben S. 2) reicht die Dehnung noch etwas weiter; Vorposten: (nicht Bergfelden) — Heiligenzimmern — Binsdorf — Erlaheim — Owingen — Steinhofen — Thanheim — Boll — Schlatt — Ringingen — Burladingen — Neufra — Hermentingen. Weiter östlich Kürze in Münsingen (Bopp S. 64: frtsirnă), Nasgenstadt und Eggingen (beide ebenfalls: frzirnă), für den ferneren Osten lassen mich meine Notizen im Stich.

Für die Dehnung vor hs, hz, ht — soweit sie überhaupt eingetreten ist — kann ich nirgends eine Grenze angeben.

Ich habe I, 20 aus dem Unterbleiben der Dehnung in Fällen wie šixdr, šmearz, „bei denen Entlehnung aus der Verkehrssprache nicht [1]) wahrscheinlich ist", den Schluß gezogen, daß die Dehnung zuerst „nur da eintrat, wo die betreffende Doppelkonsonanz im Silbenauslaut stand, und daß sie erst späterhin durch Ausgleichung und Analogie sich weiter ausgebreitet hat." Statt dessen möchte ich heute, nachdem sich mein Horizont in dialektgeographischer Hinsicht inzwischen wesentlich erweitert hat, zunächst lieber sagen: die Dehnung vor rt ꝛc. hat sich, ähnlich der Lenisinlautdehnung vor einfacher Liquida (vgl. oben S. 52 ff.), sehr ungleichmäßig ausgebreitet und ist, ebenso wie diese, in einer Anzahl von Fällen schon in größerer oder geringerer Entfernung vor Ostdorf zum Stillstand gekommen.

Bevor ich nun aber auf die weitere Frage eingehe, ob in der That, sowie ich schon früher vermutet habe [2]), auch diese Dehnung

1) Hier muß ich — was einem nicht bei der zünftigen General-mutual-praise-insurance-company (vgl. de Lagarde, Übersicht ꝛc. S. 42 Anm.) Versicherten gewiß selten genug passiert — ein mir unverdientermaßen gespendetes Lob zurückweisen. Ein Herr Meisinger nämlich, der in der Z. f. hd. Ma. die beiden ersten Hefte meiner Studien kritisiert, hat an der oben angezogenen Stelle das Wort „nicht" in der Eile übersehen und schreibt nun l. c. II, 283: „in einigen Fällen, in denen ungedehnte Formen vorliegen, nimmt der Verf. mit Recht Entlehnung aus der Schriftsprache an, so in šixdr schüchtern, šmearz Schmerz ꝛc." Ja, ja: Lesen ist eine schöne Kunst! Vgl. oben S. 85 Anm. 3.

2) Freilich habe ich damals unsere Dehnung noch vor die Apokopierung des auslautenden -e verlegt. Jetzt, nachdem sich diese Datierung als irrig erwiesen hat (s. o. S. 78 f.), ist die Zahl der als Ausgangspunkt der Dehnung

Digitized by Google

ihren Ausgang von den einsilbigen Formen genommen hat, muß ich zunächst einige Vorfragen erledigen, die sich auf das Schicksal der Konsonantengruppen rt, ht ꝛc. beziehen.

Ich habe in jener früheren Abhandlung unsere Dehnung als „Ersatzdehnung" bezeichnet, d. h. ich habe angenommen, daß die Dehnung des Vokals als Ersatz für eine Abschwächung des ersten Komponenten der nachfolgenden Konsonanz zu betrachten sei. Zwar habe ich schon damals ausdrücklich hervorgehoben, man dürfe nicht annehmen, daß „von vorn herein der Konsonant gänzlich geschwunden und dafür der vorhergehnde Vokal gedehnt worden" sei; vielmehr werde der vollständige Schwund der durch jene Abschwächung entstandenen Lenis „da, wo er vorkommt, erst sekundär und wahrscheinlich bedeutend später eingetreten sein". Allein immerhin habe ich damals noch einerseits die Abschwächung des r und h als die Vorbedingung nicht nur für den gänzlichen Schwund dieser Laute, sondern auch für die Dehnung des vorhergehnden Vokals angesehen, andrerseits aber auch diese Vokaldehnung als notwendige Folge der Konsonantenabschwächung betrachtet, so daß sie also unter allen Umständen eine Begleiterscheinung des r- bzw. h-Schwundes bilden würde.

Diese Theorie ist indes lediglich auf die Verhältnisse der heutigen Ostdorfer Mundart zugeschnitten, zu deren Erklärung sie in der That zur Not auch ausreicht. Allein sobald man die Untersuchung auf die Mundarten der Nachbardörfer ausdehnt, kommt man damit nicht mehr durch.

Was zunächst die mit r anlautenden Gruppen betrifft[1]), so ist in Ostdorf der heutige Stand folgender: r ist ziemlich regelmäßig[2]) geschwunden vor s, dagegen stets bewahrt vor n. Bei rt

zu betrachtenden einsilbigen Formen (und damit zugleich auch die Wahrscheinlichkeit meiner Vermutung) beträchtlich größer geworden.

1) Ist schon der einheitliche Charakter der Vokaldehnung vor den r-Gruppen einer- und den h-Gruppen andrerseits nicht über jeden Zweifel erhaben (vgl. oben S. 78 Anm. 1), so gilt dies von vorn herein in erhöhtem Maße von dem „Konsonantenschwund". Es empfiehlt sich daher jedenfalls, die beiden Kategorien je für sich zu betrachten.

2) Von offenbaren Lehnwörtern neuesten Datums abgesehen, wüßte ich als Ausnahme nur etwa anzuführen firšd m. „First" und „Fürst", das sich indes durch sein ír (statt úr) ebenfalls als entlehnt erweist: vgl. oben S. 5.

Digitized by Google

ist nach langem Vokal ein individuelles Schwanken von Fall zu Fall zu konstatieren, so daß sich hier keinerlei Regel aufstellen läßt [1]); nur nach kurzem Vokal erscheint auch vor t das r durchweg erhalten.

Tritt somit in Ostdorf selbst der Konsonantenschwund nie ohne die Vokaldehnung auf, so ist das schon in unserer unmittelbaren Nachbarschaft anders. Denn wir finden z. B. in Geislingen Formen wie gèn, hòn, frzenä (erzürnen); ferner „ob der Stadt", d. h. südlich von Balingen (z. B. in Dürrwangen) gean, hoan, koan [2]) ꝛc., in Dormettingen auch hèz (Herz), šmèz u. dergl.: also offenbar Konsonantenschwund bei erhaltener Kürze des Vokals [3]).

Angesichts dieser Thatsachen wird die von mir früher vertretene Auffassung unserer Dehnung als unhaltbar aufzugeben sein, und auch die weitere Möglichkeit, den Schwund des r als eine

1) Sogar in Flurnamen herrscht in dieser Hinsicht keine Übereinstimmung. So wird das Ostd. Stud. I, 19 erwähnte Wédä von echten Ostdorfern auch Wérdä ausgesprochen. — Übrigens ist es äußerst schwierig, hier zu sicheren Resultaten zu gelangen, da — wie auch Fischer (Geogr. S. 53) sehr richtig hervorhebt — „der akustische Eindruck nicht leicht genau zu erfassen ist"; und wenn man die Leute direkt befragt, so kann man nach meinen Erfahrungen heutzutage auch bei den zuverlässigsten Gewährsmännern sich nie ganz darauf verlassen, daß nicht unbewußt das Schriftbild sich einmengt.

2) Hierauf bezieht sich eine in Ostdorf kursierende Anekdote, die übrigens, wie ich höre, einen thatsächlichen Hintergrund hat. Ein Butterhändler aus jener Gegend pflegte regelmäßig in Ostdorf einzukaufen. So kam er hier einst auch wider an ein Haus und fragte die Leute, die er in der Scheune beim Dreschen antraf, in seiner Mundart: hăod r koan? = habt ihr Korn (scil. zu dreschen); diese aber, in deren Mundart koan nur in der Bedeutung „keinen" vorkommt, verstanden die Frage falsch, und antworteten: nōă, mr hêbe koan! = nein, wir haben keinen! (scil. Butter zu verkaufen).

3) Nimmt man mit Haag bei gean, hoan „unechte Kürzung" an, so könnte man allerdings das „Verstummen" des r in die Zeit vor Eintritt der Kürzung verlegen. Von meinem Standpunkt (Auffassung des è, ò als „Streckung") aus ergäbe sich dieselbe Möglichkeit dann auch noch für gèn, hòn; und sogar in Fällen wie hèz oder frzennä wäre ja eine sekundäre Verkürzung früher einmal vorhandener Dehnung nicht ganz ausgeschlossen. Aber durch den r-Schwund entfiele dann zugleich auch jeder einleuchtende Grund für die Verkürzung; denn wie in aller Welt sollte ein einfaches n (t, š) bei uns Kürzung des vorhergehnden Vokals veranlaßt haben?

Digitized by Google

Folge der vorhergehnden vokalischen Länge zu erklären, erscheint — obgleich sich sonst manches dafür anführen ließe [1]) — durch die soeben angeführten Formen der Nachbarmundarten ausgeschlossen.

Unter diesen Umständen müssen wir wohl darauf verzichten, den Schwund des r mit der Vokaldehnung in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Dürfen wir demnach in der letzteren weder die notwendige Folge einer Abschwächung, noch die Vorbedingung des gänzlichen Schwundes des r erblicken, so handelt es sich nunmehr darum, eine anderweitige Erklärung ausfindig zu machen.

Als eine solche bietet sich uns die Annahme einer regressiven Assimilation dar, durch welche das r an den folgenden Dental angeglichen wurde [2]). Zu Gunsten einer derartigen Auffassung darf vielleicht noch angeführt werden, daß wir auch nach ursprünglichem rn ab und zu — allerdings nie in Ostdorf — das nachgeschlagene

1) Vgl. z. B. oben S. 49 Anm. 1, wo die Fortisabschwächung für eine Folge der monosyllabischen Dehnung erklärt wird. Ferner könnte man an den mhd. Schwund des r nach langer Silbe (Michels, Mhd. Elmb. § 98) denken.

2) Vgl. z B. den ganz analogen Vorgang in den indischen Prakrit-Dialekten. — Auch Haag scheint sich dieser Assimilations-Theorie zuzuneigen: vgl. unten S. 113 (doch ist noch Baarm. S. 84 nur von einem „Verstummen" die Rede). Jedenfalls ist dieselbe noch am ehesten geeignet, Haag's Ansichten über die Ausdehnung seiner „unechten Kürzung" wenigstens teilweise plausibel zu machen. Denn wenn auch kaum glaublich scheint, daß eine und dieselbe Konsonantengruppe (rn) ohne jede Mitwirkung anderweitiger Faktoren zunächst die Dehnung des vorhergehnden Vokals gestattet haben sollte, um dann gleich darauf wider die Verkürzung der so entstandenen Länge herbeizuführen, so ist doch immerhin denkbar, daß das rn die Dehnung hervorgerufen, das assimilierte nn aber sie wider beseitigt hat. Und außerdem gibt doch auch zu denken, daß nach meiner früheren Auffassung die Dehnung in den Gruppen -ërn, -orn in unserer Gegend genau so weit nach Südosten fortgeschritten wäre, als die untrügliche „unechte Kürzung" in qan (bzw. òn) < ainn ꝛc. gegen Nordwesten vorgedrungen ist: das ist doch kaum zufällig! Ich bin unter diesen Umständen nicht abgeneigt, Haag's Annahme einer Dehnung und späteren Widerverkürzung bei ërn, orn zuzustimmen, ja ich möchte eine solche Entwicklung jetzt (im Gegensatz zu Haag S. 64) auch bei ërz voraussetzen: vgl. oben S. 83 Anm. 1. Man sieht a priori nicht recht ein, warum die êatt < êart ꝛc. sich der Kürzung entzogen haben sollten, der die êann, ôann sämtlich verfallen sind. Wenn aber die Kürzung hier weniger durchgedrungen ist als vor nn, so wird dafür die geringere Verbreitung der Assimilation rt > tt verantwortlich zu machen sein.

Digitized by Google

d finden, das sonst nur nach nn vorkommt[1]): so z. B. in Geislingen bánnd (nicht bárnd, wie oben S. 43 Anm. 2 angegeben ist), in Belsen und Osterdingen ae(r)nd (vgl. oben S. 21), in Mühringen dúnd Turm u. s. f.

Ich glaube nun weiter annehmen zu dürfen, daß für Ostdorf die Assimilation des r an sämtliche Dentale (vielleicht mit Ausnahme der Lenis d) ursprünglich Lautgesetz war, und daß das r da, wo es heutzutage wider erscheint, lediglich durch „rückläufige Wortverdrängung" eingedrungen ist[2]). Dafür sprechen in erster Linie einzelne Fälle, wo wir in der heutigen Mundart vor n ein etymologisch nicht berechtigtes r eingeschoben finden; hierher gehören z. B. unser hearn, dearn < *h-ënen, *d-ënen (vgl. oben S. 74), fèarsle n. Spelze an der Dinkelähre (je zwei Körner enthaltend) < mhd. vëselîn, frdlaernă entlehnen < ver-ent-lê(he)nen u. a. m. Solche Formen beruhen m. E. auf unrichtigen Proportionen wie etwa: kean(n): kearn = hean(n): hearn; fèas(ă): fèars(ă) = fèasle: fèarsle; gán: gárn = frdlaenă: frdlaernă[3]).

1) Vgl. Ostd. Stud. II, 36 Anm. 2. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß der d-Nachschlag beim nn schon aus mhd. Zeit zu stammen und außerdem auf den Inlaut beschränkt zu sein scheint (vgl. z. B. mă neben mědš), während hier das nn erst in nhd. Zeit entstanden ist und der Nachschlag gerade im Auslaut auftritt. Die Sache bedarf noch näherer Untersuchung.

2) Daß dabei auch die Verkehrssprache im Spiel ist, geht m. E. besonders daraus hervor, daß gerade in solchen Wörtern, für die der Verkehrssprache ein genau entsprechendes Äquivalent fehlt (wie z. B. in möadl, fidrä), das r meist nicht mehr zum Vorschein kommt. — Andrerseits mögen vielfach auch Deutlichkeitsrücksichten maßgebend gewesen sein, denn es ist doch allerhand Mißverständnissen Thür und Thor geöffnet, wenn z. B. ‚Bart' und ‚Bad' in bád, ‚warten' und ‚Waden' in wádă, ‚hart' und ‚hätte' in hed, ‚Wirt' und ‚Wide' (= Garbenband) in wid zusammengefallen sind.

3) Ich schließe mich also bei der Erklärung dieser Fälle im wesentlichen an W. Horn (Z. f. frz. Spr. 22, 64) an, nur daß ich nicht sowohl von „hyperschriftsprachlichen", als vielmehr von „hypernachbarmundartlichen" oder allenfalls „hyperverkehrssprachlichen" Formen reden möchte. Vgl. auch oben S. 74 Anm. 2. — Dagegen nähere ich mich Weise (Z. f. hd. Mda. 2, 244 f.) in der Beurteilung von Fällen, wo das „paraftische" r wirklich in nebentoniger Wortsilbe eingetreten ist. Indes glaube ich doch nicht, daß sich dasselbe hier „einfach aus dem Stimmtone des a entwickelt hat", sondern sehe darin eher einen Versuch der Mundart, sich die betreffenden Wörter mundgerechter zu

Digitized by Google

Was die Chronologie anbelangt, so muß die Assimilation das r unter allen Umständen später sein, als die Dehnung vor r + Dental, da in Formen wie *batt < bart, *wuttel < wurtel eine Vokaldehnung natürlich ausgeschlossen gewesen wäre. Als terminus ad quem läßt das mir aus Geislingen bekannte frzennä (= erzürnen: vgl. oben S. 90) die schwäbische „Nasal-Weitung" (in > en ꝛc.) vermuten[1]); doch steht dem unser frzurnä, sowie das weiter nördlich dafür eintretende frzi(r)nä gegenüber, und auch Geislingen selbst hat z. B. dunn (Turm). Man könnte indes vielleicht annehmen, daß Weitung beim kurzen i am längsten lebendig geblieben sei, so daß zwar die inn < irn noch von ihr betroffen wurden, dagegen nicht mehr die iun < iru, uun < uru ꝛc.[2]).

machen. Da nämlich unser Dialekt kurze volle Vokale in offener Silbe naturgemäß (infolge der Lenisinlautdehnung) überhaupt nicht, am allerwenigsten aber im Vorton kennt (als Ausnahme könnte höchstens etwa das etymologisch unklare baládšä in Betracht kommen, dessen von Fischer im Schw. Wb. s. v. empfohlene Herleitung von parlare mir jedenfalls nicht zusagt), so sucht er sich derselben, wenn sie ihm in Fremdwörtern zugebracht werden, irgendwie zu entledigen. Unter den Mitteln, deren er sich zu diesem Zwecke bedient, figuriert nun seltsamerweise gerade im Vorton auch das, daß er entweder den betreffenden Vokal dehnt, oder aber die Silbe durch ein eingeschobenes r zu einer geschlossenen macht. Daher spricht man z. B. in Ostdorf einerseits deutlich fábrig (Fabrik), Négbl (Neapel), andrerseits farganz f. Vakanz, bardeŋg f. Schlüsselblume < rom. (westrätisch? vgl. Meyer-Lübke, Rom. Gr. I, § 352) *badung'a < lat. betonica. So ist es wohl auch zu erklären, wenn — wie ich es einmal beobachtete — ein Ostdorfer den Stadtnamen Palermo, während er ihn täglich so und so oft richtig aussprechen hörte, trotzdem beharrlich zu Parlèrmó verketzerte. — Auf das paragitische r in tonloser Silbe kann ich hier nicht eingehn.

1) Vielleicht gehört hierher auch unser ferndl n. „Viertel", d. h. 1) 1/4 Morgen (Flächenmaß), 2) 1/4 Stunde (Zeitmaß: s išd ä ferndl = es ist Viertel), 3) 1/4 Schwein (Metzgerausdruck); als Getreidemaß gebraucht man fierdl (vgl. oben S. 55 Anm. 3); im übrigen heißt es statt „Viertel" bei uns stets: dr fierd dôal. Die Entwicklungsreihe ist wohl ferndl (rückl. Wortverdrängung) < fendl (Streckung) < *feandl < *fienntel < *fierntel < *fiertntel < mhd. vierten-tail (vgl. unser parner = mhd. ordenunc); wir hätten hier also einen der Fälle, wo die „Streckung" sich bis nach Ostdorf geltend gemacht hat: vgl. auch Ostd. Stud. I, S. 30 Anm. 2.

2) Von der altschwäbischen Nasal-Engung (ẽn, õn > en, on ꝛc.) konnten die durch die r-Assimilation entstandenen Gruppen ẽnn, õnn ꝛc. selbst-

Digitized by Google

Über Heimat und Verbreitungsrichtung der r-Assimilation läßt sich vorerst nicht viel sagen, ebensowenig über die Richtung, in der jetzt die rückläufige Wortverdrängung fortschreitet. Denn, abgesehen von den oben (S. 90) gegebenen spärlichen Notizen, kann ich über die heutigen Grenzen dieser Erscheinung keinerlei ganz zuverlässige Angaben machen. Daneben glaube ich noch soviel feststellen zu können, daß der Lautwandel rn > nn einst vor der Linie Buchheim — Hofen (s. o. S. 85) Halt gemacht haben muß. Denn wenn wir in den auf dieser Linie gelegenen Orten kòarn ‚Korn' neben kònn ‚keinen' finden, so ist das nur zu erklären durch die Annahme, daß hier die Erhaltung des rn die unechte Kürzung verhindert hat.

In Betreff der mit h anlautenden Gruppen ist zu bemerken: In Ostdorf ist h vor s nach (ursprünglicher oder sekundärer) Länge durchgehends geschwunden; dagegen erscheint es vor t in der Regel erhalten. Schwund finden wir ausnahmsweise in id ‚nicht', also nach kurzem Vokal; doch liegt da wohl erst sekundäre Verkürzung vor. Indes weist auch sonst manches darauf hin, daß der Schwund des h auch vor t bei uns einst Lautgesetz war und daß also das heute wider zur Herrschaft gelangte xd ebenfalls (vgl. oben S. 92) auf „rückläufiger Wortverdrängung" beruht. Dafür spricht zunächst einmal unser nonds ‚nichts' (vgl. oben S. 36); sodann aber läßt sich auch bei einzelnen Flurnamen mit mehr oder

verständlich nicht mehr betroffen werden, da ja jene Engung noch in mhd. Zeit (d. h. vor die Diphthongierung von ahd. ô) fällt: vgl. oben S. 28 Anm. 2. Daher heißt es denn auch z. B. in Geislingen stets kènn, kònn ꝛc. — Haag's Abschn. 15, insbesondere der letzte Absatz, ist vielleicht der konfuseste seines ganzen Buchs. Zunächst stellt er die chronologischen Verhältnisse geradezu auf den Kopf, indem er S. 66 orakelt: „Der altschwäbischen Nasalweitung steht eine umfassendere neuschwäbische Nasalengung gegenüber." Sodann bringt er es fertig, nicht nur diese Nasalengung mit der ihr gerade entgegengesetzten neu-alemannischen Nasalweitung (mhd. en > èn ꝛc.) zu vermengen, sondern auch noch eine weitere, dem Schwäbischen absolut fremde Erscheinung damit zu verquicken: nämlich den mir bisher nur aus Leibertingen bekannten, also vielleicht „nordhegauischen" Lautwandel ôẽ > ûĩ ꝛc. (z. B. stûĩ Stein). Und unter derselben Überschrift „Spontane Weitung" erscheint z. B. auch die von ihm nicht unpassend als „Dissimilation" bezeichnete spontane Engung ôa, ôa > ûa, ûa (vgl. dazu oben § 82 Anm. 5!

Digitized by Google

weniger Sicherheit ein d < mhd. ht nachweisen. Ich habe über diesen Punkt schon vor vier Jahren in den „Blättern des Schwäbischen Albvereins" (X, 76) gehandelt, möchte aber freilich jetzt nicht mehr alles aufrecht erhalten, was dort behauptet ist[1]). So z. B. würde ich unsern Eidă-bearg nicht mehr mit ahd. ûhta zusammenbringen, seitdem ich weiß, daß eine Familie Eyt bis ins 17. Jahrhundert herein in Ostdorf einheimisch war[2]). Dagegen halte ich immer noch für das Wahrscheinlichste, daß in unserer Eidäds-haldă und Eidäds-wis ein ahd. ûhtida vorliegt; und weiter möchte ich jetzt hinzufügen, daß wohl auch in unserem Doude ein ahd. ûhti mit angeschmolzenem Artikel steckt[3]). — Schließlich könnte man selbst in

1) Doch halte ich das Wesentliche auch heute noch für richtig. Insbesondere habe ich mich, wie sich soeben gezeigt hat, meinem damaligen, Ostd. Stud. I, 23 von mir selbst verworfenen, Standpunkt hinsichtlich der Restitution des h inzwischen wider genähert. — Die Angabe, daß in Engstlatt heute noch lied, năd ꝛc. gesprochen werde, hat sich freilich bei Nachfrage an Ort und Stelle nicht bestätigt: ein Beweis, wie wenig man sich bei Dialektaufnahmen auf die Angaben der Leute über ihre Nachbardörfer verlassen darf. Indes möchte ich die Sache doch noch nicht ganz in's Gebiet der Fabel verweisen: Thatsache bleibt, daß God-năd in Ostdorf als Spottname der Engstlatter gilt, und das wird doch schwerlich ganz aus der Luft gegriffen sein. Aber vielleicht liegt die Entstehung des Epithetons bereits einige Generationen zurück.

2) Im Totenbuch der Pfarrei Ostdorf heißt es unter dem Jahr 1623: „Den 23. Augusti starb alt Bastian Eyth, dem der Herr eine fröliche auffersthung verleihen wölle." Dies ist m. W. das letzte Mal, daß der Name hier vorkommt. Das „alt" setzt die gleichzeitige Existenz eines jüngeren Sebastian Eyt voraus, den ich aber nirgends erwähnt finde. — Laut Eintrag im Taufbuch wurde am 22. August 1591 dem „Hans Eyt, ux: Anna" ein Sohn „Hanns" getauft, aber weder Vater noch Sohn werden später mehr erwähnt. Vielleicht ist das Geschlecht bei der in den Jahren 1630—31 hier grassierenden Pestepidemie ausgestorben, oder in den Stürmen des 30jährigen Kriegs fortgezogen oder zu Grunde gegangen.

3) Vgl. die im Schw. Wb. I, 356 s. v. Aucht I erwähnte „Dautengasse" in Rottenburg. (Übrigens hätte das Schwäbische Wörterbuch seiner Würde wohl schwerlich etwas vergeben, wenn es wenigstens s. v. Auchtert auch meinen Artikel in den Blättern d. Albv. zitiert hätte.) Auffallend bleibt freilich, daß, die Richtigkeit meiner Erklärung vorausgesetzt, zwar *ûhtida, nicht aber *ûhti umgelautetes û aufweist; vielleicht ist das -e bei Doude erst später angehängt. — Was ich l. c. X, 77 über dieses Doude vorgebracht habe, ist recht thörichtes Zeug: wenn der ganze Artikel auf diesem Niveau stünde, könnte man Herrn

Digitized by Google

Formen wie zûd (zieht), sid (sieht) eine Reminiszenz an jenen ursprünglichen h-Schwund vor t finden; doch scheint der Umstand, daß daneben kein *flûd, sondern nur flûxd (fliegt) steht, die Auffassung jener Formen als Analogiebildungen nach der 1. und 2. Person (vgl. oben S. 67 Anm. 3) zu bestätigen: denn bei flûxd heißt die 1. Sing. bekanntlich i flûg, konnte also keinen Einfluß zu Gunsten des Gutturalschwunds ausüben.

Im übrigen zieht sich die heutige Nordostgrenze des h-Schwunds vor t in einer Entfernung von etwa 8 km südwestlich von Ostdorf hin. Haag's Linie 28 x (naat — naaχt) ist, soweit ich sie kontrolieren kann, richtig bis auf drei Orte: Dormettingen hat ebenfalls nät[1]), dagegen Unterdigisheim näxt; und auf der entgegengesetzten Seite des Gebiets hat Mühlheim a. Donau bereits wider náxt. Über den Ostrand von Haag's Karte hinaus erscheint nät noch in Kreenheinstetten, dagegen hat Rohrdorf schon náxt.

Bei fitä < fixtä < *fühten[2]) < mhd. vürhten stimmt die Grenze der x-losen Formen von Dormettingen bis Nusplingen

---

Bohnenberger sein Verlangen nach einem „gewissen Abstand" (s. Ostd. Stud. II, 52 Anm. 1) nicht so sehr verargen.

1) In diesem einen Punkte hat Fischer's Karte 20 Recht gegen Haag; im übrigen verdient Haag's Linie den Vorzug. — Auch die nä(ch)t-Linie auf Fischer's Karte 1 stimmt nicht zu den heutigen Verhältnissen; die nordöstlichen Vorposten der Nasalierung sind nach meinen Aufnahmen: Aichhalden — Irslingen — (nicht Tübingen) — Dormettingen — Roßwangen — Hausen a. Thann — (nicht Oberdigisheim) — Unterdigisheim — Hartheim — Heinstetten — Schwenningen — Gutenstein — Göggingen.

2) Der Schwund des r vor h + Konsonant scheint bei uns lautgesetzlich; er findet sich außerdem noch in dem Ortsnamen Beaxädsweilr < *Berhtoldes-wîlâri, sowie in dem im Westen (vgl. Fischer's Karte 24) auftretenden wêaxdig Werktag < wêrhtag: vgl. Michels, Mhd. Elmd. § 168 (wozu aber zu bemerken, daß wegen des u(r) < ü(r) in fúxă, die Erscheinung bei uns frühestens frühnhd. sein kann). In ostd. kilbe f. Kirchweihe, hohenz. kirsbl n. Kirchspiel (speziell versteht man darunter das Kirchspiel Steinhofen: vgl. Egler, Mythol., Sage u. Gesch. d. hohenz. L. S. 212) werden wir Beeinflussung durch das Simplex *kil bzw. *kir (dies wohl die lautgesetzlichen Formen: das jetzt ausschließlich gebräuchliche kirx ist natürlich Buchwort) anzunehmen haben: vgl. auch Michels, Mhd. Elmd. § 117 Anm. 1, sowie oben S. 57 Anm. 5.

Digitized by Google

mit der von nät überein; von da ab wendet sie sich direkt nach Süden; weitere Grenzorte: Nusplingen — Renquishausen — Kolbingen — Fridingen. Indes ist die Beurteilung dieser Linie insofern zweifelhaft, als sich gerade im Süden an fitä gegen Osten nicht etwa fixtä, sondern vielmehr Formen mit erhaltenem r (firxä bzw. firtä) anschließen [1]).

Bei hs weiß ich über die Grenzen des h-Schwundes keine genaueren Angaben zu machen als Fischer (Karte 20).

Den Schwund des h auf eine mit der Ersatzdehnung des vorhergehnden Vokals zusammenhängende Abschwächung desselben zurückzuführen, geht — was ich früher übersah — darum nicht wohl an, weil das h auch nach ursprünglicher Länge schwindet, wo von einer Ersatzdehnung keine Rede sein kann; vgl. z. B. in Ostdorf deisl m. < mhd. dihsel, in den Ortschaften des Südwestens (Dormettingen ꝛc. s. vorige Seite) auch noch z. B. liet (Licht), lit (leicht) u. s. f. Weiter aber empfiehlt sich die Annahme einer regressiven Assimilation des h an den folgenden Dental aus dem Grunde nicht, weil der Schwund des h weit und breit nirgends nach kurzem Vokal auftritt, in welcher Stellung wir vielmehr allenthalben xt bzw. ks treffen.

Somit dürfte uns kaum etwas anderes übrig bleiben, als den h-Schwund durch die Abschwächung des h infolge der Länge (nicht der Dehnung!) des vorhergehnden Vokals zu erklären: vgl. dazu oben S. 91 Anm. 1 [2]). Insbesondere scheint noch für diese

1) Dagegen ist im Nordosten dem fitä ein Gebiet mit fix(d)ä (bzw. fúx(d)ä: vgl. oben S. 2) vorgelagert; Grenzorte gegen N.O.: Leidringen — Isingen — Geislingen — Ostdorf — (nicht Balingen) — Heselwangen — Streichen — Burgfelden — Lautlingen — Meßstetten — Oberdigisheim. — Sonst herrscht im Norden und Osten allenthalben firx(d)ä bzw. furx(d)ä, dessen r indes — wenigstens in den uns zunächst liegenden Strichen — unter dem Einfluß der Verkehrssprache restituiert sein wird. Dagegen haben wir lautgesetzlichen Schwund des interkonsonantischen h zu konstatieren bei der Form firtä im Süden, Nordgrenze dieser letzteren: Mühlheim — (nicht Fridingen) — Irrendorf — Kreenheinstetten.

2) Meine früher (s. o. S. 49 Anm. 2) geäußerte Ansicht, daß die Mundarten des Ostens derartige Abschwächungen nicht kennen, wird dadurch auf's erfreulichste bestätigt, daß dort auch h niemals geschwunden, sondern vor t erhalten geblieben, vor s aber zu g geworden ist.

Digitized by Google

Hypotheſe zu ſprechen, daß ſich die urſprüngliche Fortis ch auch im abſoluten Auslaut nach langem Vokal vollſtändig verflüchtigt hat: vgl. Fälle wie unſer brô, glei, ſowie oben S. 63 í, mí ꝛc.

Als terminus a quo ergibt ſich für das Verſtummen des h natürlich die (wie unten zu zeigen ſein wird, „monoſyllabiſche“) Dehnung des vorangehnden Vokals. Als terminus ad quem kann, im Hinblick auf unſer nonds, die Naſalverdichtung vor Tenuis gelten [1]).

Zu guter Letzt ſei auch noch des Lautwandels rs > (r)š gedacht, der deutlich von Norden vorgedrungen iſt. In einem Fall, bei unſerem fèars(ä) swm. Ferſe, hat er Oſtdorf nicht mehr erreicht. Die Südgrenze des (r)š bildet hier die ſeltſam gezackte Linie Vöhringen—Heiligenzimmern—Binsdorf—Erlaheim—Geislingen—(nicht Owingen)—Stetten—Rangendingen—(nicht Weilheim)—Weſſingen—Thanheim—Hechingen—(nicht Bodelshauſen)—Ofterdingen—Dußlingen.

Ebenfalls weiter als gewöhnlich zurückgeblieben iſt unſer Lautwandel bei fù(r)še ‚vorwärts‘. Indes kann ich hier, weil zu ſpät auf dieſe Grenze aufmerkſam geworden, für den Augenblick nur einzelne ſüdliche Vorpoſten des (r)š namhaft machen. Solche ſind: Flözlingen — (nicht Irslingen) — Täbingen—Ebingen — (nicht Truchtelfingen)—Onſtmettingen—Boll—Salmendingen—Melchingen—Stetten u. Holſt. [2]).

Im übrigen iſt, ſoweit ich ſehe, das š jetzt überall durchgedrungen. Die beiden Fälle vër-sen und vür-sich ſcheinen indes darauf hinzuweiſen, daß urſprünglich nur tautoſyllabiſches rs zu rš wurde. Der Lautwandel muß jünger ſein als der Zuſammenfall von mhd. s und z, da auch mhd. rz zu rš wird (hîš < ahd. hiruz), dagegen älter als die Aſſimilation des r an den folgenden Sibilanten, da ss < rs natürlich nicht mehr zu š(š) geworden wäre.

Nehmen wir nun den Faden, den wir oben (S. 88) fallen ließen, wider auf. Als Reſultat der inzwiſchen geführten Unter-

1) Vgl. oben S. 86.

2) Flözlingen und die drei zuletzt genannten Orte haben fir̃še, die übrigen fi(r)še.

Digitized by Google

suchung hat sich ergeben, daß bei den aus r + Dental bestehnden Gruppen der Schwund des r mit der Dehnung des vorhergehnden Vokals überhaupt nichts zu thun hat, und daß das Verstummen des ersten Komponenten in den h-Gruppen höchstens als Folge, nicht aber als Ursache der Vokaldehnung zu betrachten ist.

Es kann also diese letztere nicht länger als Ersatzdehnung angesprochen werden, sondern muß auf irgend einem anderweitigen Prinzip beruhen. Und als solches ergibt sich, besonders auch im Hinblick auf die Ähnlichkeit der Verbreitungsrichtung (von Nordost nach Südwest), ganz von selbst die „monosyllabische" Dehnung, eine Theorie, welche durch die früher erwähnten Fälle von vereinzelter Erhaltung der Kürze in ausschließlich oder doch vorwiegend zweisilbig gebrauchten Wörtern [1]) eine weitere Stütze erhält.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, stellt sich die Sache nun folgendermaßen dar:

Die monosyllabische Dehnung, die vor mehrfacher Konsonanz sonst nur etwa bis zu der Linie Ulm—Schorndorf vorgedrungen ist, ist vor den aus r bzw. h (vereinzelt auch s, f) + Dental bestehnden Konsonantengruppen bedeutend weiter gegen Südwesten fortgeschritten und hat so in vielen Fällen auch Ostdorf noch erreicht [2]). Doch ist das Verhalten sowohl der einzelnen Vokale als der einzelnen Konsonanzen gegenüber der Dehnung durchaus nicht gleich; im allgemeinen kann man sagen, daß das a ihr am zugäng-

1) S. Ostd. Stud. I, 20. Bei dem dort angeführten Flurnamen Röadrhard kann indes — vgl. oben S. 88 Anm. 2 — für das kurze a nicht die ursprüngliche Zweisilbigkeit verantwortlich gemacht werden; vielmehr dürfte dort die Kürze auf der Nebentonigkeit der Silbe beruhen.

2) Ich bedaure jetzt meine Voreiligkeit, die mich oben S. 45 Anm. 3 gegen Fischer's Auffassung der Dehnung in ‚Hand', ‚Wind', ‚Nacht', ‚Frucht' protestieren ließ. Denn ich bin inzwischen zu der Überzeugung gelangt, daß Fischer jedenfalls in Bezug auf ‚Nacht' und ‚Frucht', und vielleicht (vgl. unten S. 102 Anm. 2 sogar in Bezug auf ‚Hand' und ‚Wind' Recht hat. Es ist zu unterscheiden zwischen einer durch die nachfolgende Konsonanz hervorgerufenen Dehnung, wie sie jedenfalls in den meisten (bei uns vielleicht in allen) Fällen der sogen. „Nasaldehnung" vorliegt, und zwischen einer auf einem anderweitigen Prinzip beruhenden Dehnung, die aber durch nachfolgende Konsonanzen entweder begünstigt oder verhindert werden kann.

Digitized by Google

lichsten ist [1]), während i und u ihr am meisten widerstreben. Das ursprüngliche Verhältnis von Länge in einsilbigen zu Kürze in mehrsilbigen Formen ist bei uns nirgends erhalten; vielmehr ist stets Ausgleichung eingetreten, und zwar meist zu Gunsten der Länge, in einzelnen Fällen (hearz ꝛc.) indes doch auch zu Gunsten der Kürze [2]). Immerhin hat die Dehnung bereits dermaßen die Oberhand gewonnen, daß sie vielfach auch in Wörter ohne jede (alt- oder neu-)einsilbige Form eingedrungen und somit vor den in Betracht kommenden Konsonanzen schon beinahe (wenn auch noch nicht ganz) zum allgemein giltigen Lautgesetz geworden ist: daher heißt es bei uns auch šá(r)dl [3]), wú(r)dl [4]), wú(r)zl. Ušl (Ursula); wáxdl, ásl ꝛc.

Des Vergleichs halber wäre es von Interesse, zu wissen, ob dieselben r- und h-Konsonanzen etwa auch in den ostschwäbischen Mundarten die Vokal-Dehnung nach irgend einer Seite hin beeinflussen. Wie es scheint, ist dies bei den h-Gruppen nicht der Fall; denn in Fischer's Geographie [5]) heißt es S. 19 von ‚Nacht',

1) Wie weit unsere Dehnung in den r-haltigen Gruppen gegen Südwesten vorgedrungen ist, läßt sich freilich schwer ausmachen. Die monosyllabische Dehnung muß da auf irgend einer Linie mit der (wohl bedeutend früher) aus Südwesten gekommenen alemannischen „Liquiden-Dehnung" (s. u. S. 102 f.) zusammengestoßen sein, durch die ihr gewissermaßen der Wirkungskreis vorweggenommen war. Unter diesen Umständen kann, wie ich bereits Ostd. Stud. I, 27 Anm. 4 hervorgehoben habe, eine Form wie baart in Schwenningen an sich ebensogut aus dem Norden als aus dem Süden stammen.

2) In diesem inkonsequenten Verhalten gegenüber den einzelnen Teilgruppen, ja manchmal den einzelnen Fällen, berührt sich, wie bereits früher (S. 88) erwähnt, unsere Dehnung mit derjenigen vor einfacher Liquida. Man beachte auch z. B. die auffallende Ähnlichkeit im Verlauf der Dehnungsgrenze bei herd (oben S. 81) einerseits, zsemä und šemä (S. 59) andrerseits. Doch erscheint hinwiderum bemerkenswert, daß bei einer Anzahl von Gruppen (irt, irs, urt, urs) die südwestliche Grenze der Dehnung sich nahezu deckt mit derjenigen der „Lenisinlautdehnung", mit andern Worten: daß Haag's Linien 2ζ und 4ζ beinahe identisch sind.

3) Vgl. Ostd. Stud. I, S. 28 Anm. 2.

4) Vgl. oben S. 3, sowie auch S. 6 Anm. 1.

5) Da es an einer brauchbaren Bearbeitung irgend einer ostschwäbischen Spezialmundart zur Zeit leider noch durchaus fehlt, so sind wir hier ganz auf dieses umfassende Werk angewiesen. Aber die Angaben desselben müssen für eine derartige Untersuchung naturgemäß unzulänglich sein.

Digitized by Google

‚Frucht': „Auch hier hat der NO. Länge. . . . Auch hier sind die alt-zweisilbigen Formen kurz". Und S. 21: „ein Wort mit ks-. . hatte natürlich[1]) dasselbe Schicksal wie eins mit pf o. dgl." — Was dagegen die aus r + Dental bestehnden Gruppen anbelangt, so zeigt nach Fischer's Karte 18 das alt-zweisilbige Wort „Kirsche" im größten Teil Ostschwabens Dehnung; und ebenso kenne ich durch eigene Aufnahmen ostschwäbische Längen z. B. in ‚Kerze', ‚Ferse', ‚Bürste' (s. o. S. 83 f.). Demnach hätte also der Osten[2]) wie der Westen vor diesen r-Gruppen wenigstens zum Teil die Dehnung auch in den mehrsilbigen Formen durchgeführt, wie vor einfacher Lenis. Eine Ausnahme macht indes ein Gebiet, das ungefähr in der Mitte zwischen Osten und Westen liegt, und etwa die Fläche der Schwäbischen Alb von Laichingen bis gegen Heidenheim einnimmt. Hier zeigt Fischer's Karte 18 Kürze nicht nur für ‚Kirsche', sondern sogar auch für Wirt[3]), und analoge Fälle finden sich aus Laichingen bei Bopp[4]), sowie aus einigen andern Dörfern jenes Distrikts in meinen eigenen Aufzeichnungen (s. o. S. 81 ff.). Es wird dort Ausgleichung zu Gunsten der in alt-zweisilbigen Formen erhalten gebliebenen Kürze anzunehmen sein.

Es ergibt sich also die bemerkenswerte Thatsache, daß die Ausgleichung zu Gunsten der monosyllabischen Dehnung bei uns im Westen gelegentlich konsequenter durchgeführt ist als im Osten d. h. näher ihrer Heimat. Wunderbar ist das keineswegs, wenn

---

1) Um so mehr wundere ich mich, daß Fischer die Dehnung vor hs zu den Fällen zählt, „wo zwischen ein- und zweisilbiger Form kein Unterschied ist".

2) D. h. natürlich der schwäbische Osten; auf das Ostfränkische kann ich mich hier nicht einlassen.

3) Für ‚Schurz' wäre nach Fischer in diesem ganzen Gebiet Länge anzunehmen, was für Laichingen (s. Bopp S. 36) und Dorfmerkingen (s. o. S. 84) jedenfalls nicht stimmt. — Wegen der quantitativen Geltung der Svarabhakti-Form wiort vgl. oben S. 82 Anm. 2.

4) Dieser sieht darin allerdings eine nachträgliche Kürzung; allein es dünkt mich doch wenig wahrscheinlich, daß eine Mundart, die Länge vor Affrikata (köpf 2c.) aufweist, vor sonstigen Doppelkonsonanzen oder auch einfacher Fortis Kürzung eintreten lassen sollte. Freilich mangelt mir die Übersicht über die Lautverhältnisse jener Gegend, welche allein eine sichere Beurteilung ermöglichen würde.

Digitized by Google

man bedenkt, daß (vgl. oben S. 46) die Dehnung im Osten die unbetonten -e noch antraf und daß infolge dessen die zweisilbigen Formen dort viel leichter die Majorität erlangten als bei uns [1]).

Hiemit wären die in Ostdorf vorkommenden Fälle in historischer Zeit eingetretener Vokaldehnung erschöpft, und es erübrigt nur noch, einen zusammenfassenden Rückblick auf die gewonnenen Resultate zu werfen.

Man könnte sich versucht fühlen, die sämtlichen Dehnungserscheinungen so zu sagen unter einen Generalnenner bringen, und nun z. B., da sich die Theorie von der Ersatzdehnung in dem zuletzt besprochenen Fall als irrig erwiesen hat, dieselbe auch bei den Nasaldehnungen aufgeben und diese gleichfalls auf das Prinzip der monosyllabischen Dehnung zurückführen zu wollen. Allein man darf solchen Lockungen nicht nachgeben, sondern hat daran festzuhalten, daß da z. B. schon das Nebeneinanderstehn von wǣdr und wend die Annahme einer monosyllabischen Dehnung ausschließt [2]).

Wir werden uns also dabei beruhigen müssen, daß wir sämtliche Vokaldehnungen in drei nach Heimat und Prinzip verschiedene, zum Teil auch zeitlich auf einander folgende Kategorien einteilen.

Am weitesten zurück reicht die Liquidendehnung, das Prinzip der Vokaldehnung vor l und r, sei es, daß diese für sich

1) Im Ostfränkischen, das dem Herde unserer Dehnung wohl noch näher liegt, ist dieselbe sogar vor einfacher Lenis in den mehrsilbigen Formen nicht durchgeführt. Denn so (und nicht mit Heilig § 157 A. 1 ff. aus dem Wechsel von mhd. -xer und -xre ꝛc.!) sind wohl im Taubergrund die zahlreichen „Ausnahmen" von dem Gesetz der „Dehnung in offener Silbe" zu erklären.

2) Dagegen kann ich allerdings den Verdacht nicht los werden, daß in Fällen wie bād, lād, wēd, plōd, auch soweit sie im Westen vorkommen, am Ende doch keine „Nasaldehnung", sondern vielmehr „monosyllabische" Dehnung vorliegt. Denn es bleibt immerhin recht auffallend, daß diese Wörter gerade bei uns, in der Heimat der Nasaldehnung, Kürze aufweisen, während die Dehnung erst weiter nördlich auftritt. Die oben (S. 34) versuchte Erklärung dieses Umstandes aus den chronologischen Verhältnissen der -e-Apokope erscheint mir selbst nachträglich doch recht gezwungen und ist auch abgesehen davon nicht ganz unbedenklich: vgl. oben S. 79 f. Ich komme hier für jetzt über ein non liquet nicht hinaus.

Digitized by Google

allein stehn oder ihnen noch ein weiterer Konsonant folgt[1]). Sie zerfällt in die oben unter 1. behandelte sogen. „Frühdehnung", die noch in ahd. Zeit fällt, und in die unter 4. eingereihte, einer späteren Periode angehörige Dehnung vor rm. Beide Erscheinungen sind die äußersten Ausläufer eines Lautwandels, dessen Kern auf alemannischem Gebiet liegt, wo er eine weit eingreifendere Wirksamkeit entfaltet hat. Sie sind in unserer Mundart kostbare Reliquien, Zeugen einer Epoche, wo der heutige schwäbische Südwesten nach der Schweiz hin gravitierte und uns mit den schweizerischen Stammesgenossen auch noch die mundartliche Einheit verband.

Dann kommt die oben unter 2. und 3. besprochene Nasaldehnung, eine bei uns autochthone Ersatzdehnung[2]), deren zwei zeitlich auf einander folgende Phasen (Dehnung vor n + Spirans und Dehnung vor Nasal + Tenuis) beide der mhd. Periode zuzuweisen sind. Während die Dehnung vor n + Spirans nach allen Seiten hin eine weite Verbreitung gewonnen hat, ist diejenige vor Nasal + Tenuis immer auf ziemlich enge Grenzen beschränkt geblieben, und die ǣ ɑ̄ < in, un vor alter Fortis können heutzutage beinahe als das Schibolet des Oberamts Balingen gelten.

Endlich folgt die oben unter 5. und 6. aufgeführte, aus dem fränkischen Nordosten stammende „monosyllabische Dehnung", die in ihren beiden ebenfalls chronologisch auseinander zu haltenden Gestalten unsere Gegend erst in neuerer[3]), d. h. wohl in „frühneuhochdeutscher"

---

1) Auf die lautphysiologische Erklärung dieses Vorgangs kann ich mich nicht einlassen. Dazu gehört wohl auch ein genaueres Studium der im Zentrum dieses Dehnungsgebiets gesprochenen Mundarten.

2) Die Annahme einer Ersatz-Dehnung erhält hier vor allem auch dadurch eine Stütze, daß sich in den verschiedensten (germanischen und sonstigen) Sprachen analoge Erscheinungen finden, die zum Teil gar nicht anders erklärt werden können: vgl. z. B. für's Urgermanische Streitberg, Urg. Gr. § 93; für's Angelsächsische Sievers, Abr. d. agf. Gr. § 30; für's Lateinische Sommer, Hdb. d. lat. Laut- und Formenl. § 134, 2 b. Auf die altnordischen Parallelen habe ich bereits Ostd. Stud. I, 24 Anm. 1 hingewiesen.

3) Freilich darf man dann nicht mit Kauffmann (Gesch. § 141) die Entrundung von ü > i schon in's XII. Jh. verlegen, da ja diese, wie oben (S. 10 f.) gezeigt wurde, später sein muß als die Vokaldehnung vor einfacher Konsonanz (oder mindestens vor einfachem r).

Digitized by Google

Zeit erreicht hat. Als Lautwandel ist auch sie wohl schon längst vollständig abgestorben[1]); dahingegen scheint ihre Weiterverbreitung durch Wortverdrängung nach meinen Beobachtungen noch nicht vollständig zum Stillstand gekommen zu sein[2]).

3. Herr Professor Dr. Haag und die Ostdorfer Studien.

Parturiunt montes.

Gegen Ende Juli des vorigen Jahres habe ich das zweite Heft meiner „Ostdorfer Studien" u. a. auch an Herrn Professor Dr. Haag in Stuttgart versandt. Nach mehr als vier Monaten empfieng ich darauf den folgenden Brief:

Stuttgart, 12. Dez. 1901.

Sehr geehrter Herr!

Vor einigen Tagen erst bekam ich das Heft II der Ost. Studien in die Hände, durch ein Versehen unseres Schuldieners. Ich bitte Sie um Entschuldigung für die Verzögerung meines Dankes. Als Gegengabe sende ich Ihnen zwei Abhandlungen von mir.

Nun aber! Was haben Sie mit mir angefangen bezüglich Ihres ĕr, or! Hätten Sie Ihre Zweifel an meiner Darstellung mir vor dem Druck schriftlich mitgeteilt, so hätte Ihnen etwas Unangenehmes erspart bleiben können, nämlich meine öffentliche Antwort. Denn öffentlich muß ich sie doch machen, da auch Ihre Angriffe öffentlich erfolgt sind. Was ich aber zur Abwehr zu sagen habe, ist derart, daß ich Ihnen nicht zu-

1) Ich möchte indes doch darauf aufmerksam machen, daß die Lautfolge: kurzer Vokal + r + Sibilant für den unbefangenen Ostdorfer auch heute noch nicht sprechbar ist; man hilft sich in Fremdwörtern entweder durch Dehnung des Vokals, oder aber häufiger durch Dehnung des r. Also z. B. márš oder marrš m. Marsch, barrš, burrše (vgl. Ostd. Stud. I, S. 21).

2) Doch ist zu beachten, daß in solchen Fällen die gedehnte Form meist auch zugleich durch die Verkehrssprache unterstützt wird.

Digitized by Google

muten kann, es in die Fortsetzung Ihrer Studien aufzunehmen. (Haben Sie diese inzwischen fortgesetzt? Ich interessiere mich selbstverständlich auch weiter dafür). Denn nicht nur muß ich Sie unverantwortlicher Irrtümer und Mißverständnisse zeihen, sondern auch ungewöhnlicher Selbstüberhebung. Ihr Wunsch, es besser zu machen, ist weit stärker gewesen, als Ihre Logik. Ich war erstaunt über das selbstzufriedene Lachen, das Ihre wurmstichigen Ausführungen über diesen Gegenstand begleitet, und das, selbst wenn Sie mir wirkliche Aufklärungen hätten bieten können, gegen den objectiven Ton verstoßen hätte, der hier allein der gute ist. Ich sage Ihnen hier offen heraus, was ich darüber denke; so nackt werde ich es freilich, aus Schonung für sie, in einer Antwort (vermutlich Alemannia) nicht thun. Bis auf die Andeutung, daß in Roßwangen mit ërn, orn etwas los ist, was ich nicht kenne, ist alles, was Sie gegen mich sagen, eitel Wind, und nicht einmal harmloser.

Ich habe übrigens durchaus nicht die Absicht, mich für künftig schlecht mit Ihnen zu stellen; Ihre Arbeit wird fortgesetzt ein Interesse haben; und wenn Sie eingesehen haben werden, daß ich zu dem eben ausgesprochenen Tadel durch ihren Fehler gezwungen worden bin, und sich entschlossen haben werden, in Zukunft vorsichtiger und mißtrauischer gegen sich selbst zu sein, dann kann wider alles glatt werden.

Hochachtungsvoll

Dr. Haag.

Durch unser herrliches Berechtigungswesen war leider auch ich dazu verurteilt, meine Jugendjahre auf einem Gymnasium im Land des Argumentle's zu vertrödeln. Daher erinnere ich mich nur zu gut, wie unsere verehrten Herren Lehrer nichts übler aufzunehmen pflegten, als wenn wir dummen Pennäler ihnen einmal nachzuweisen suchten, daß sie sich geirrt hätten. Und die Entrüstung des Herrn Professors wuchs dann meist im geraden Verhältnis zur Offenkundigkeit seines Irrtums [1]).

1) Einer jener Herrn, dessen Stärke offenbar mehr auf dem Gebiet der Geschichte als auf dem der Sprachen, speziell des Griechischen, lag, hatte für

An jene Zeiten ward ich auf's lebhafteste gemahnt, als ich Herrn Professor Dr. Haag's Brief las. Glücklicherweise aber habe ich mir auch noch bis heute ein Stück jenes Pennälerhumors bewahrt, der solchen Zwischenfällen stets die heitere Seite abzugewinnen trachtet. Daher setzte ich mich dann auch ohne besondere Zerknirschung hin und schrieb an Herrn Professor Dr. Haag etwa folgendes:

Ostdorf, 19. Dezember 1901.

Sehr geehrter Herr Professor!

Für die übersandten Abhandlungen, zu deren Studium ich bald Zeit zu finden hoffe, sage ich Ihnen verbindlichen Dank, insbesondere auch für das liebenswürdige Begleitschreiben.

Es ist wohl eine bedauerliche Folge meiner ungewöhnlichen Selbstüberhebung und mangelhaften Logik, daß ich meine Auffassung der Entwicklung von ahd. ër, or bisher für richtig hielt, ja daß mich sogar Ihr freundlicher Brief nicht vom Gegenteil zu überzeugen vermochte.

Nicht so ganz sicher war ich dagegen von vorn herein, ob mir der Versuch, Ihren Standpunkt in dieser Sache klarzulegen, in allen Stücken gelungen sei. Ich habe denn auch schon vor längerer Zeit bemerkt, daß der erste Satz der Anm. 1 auf S. 57 des zweiten Hefts meiner „Studien" nur dann richtig ist, wenn man das Hauptgewicht auf das Wort „scheint" legt, da die betreffenden Formen auf S. 57/8 Ihrer „Baarmundarten" behandelt sind. Wäre mir diese Thatsache gegenwärtig gewesen, als ich jene Anmerkung schrieb, so hätte ich mich natürlich anders ausgedrückt. Indem ich Sie wegen dieses mir sehr unangenehmen Versehens, das unter allen Umständen im nächsten Heft der Ostdorfer Studien berichtigt werden wird, um Entschuldigung bitte, muß ich freilich hinzufügen, daß dies der einzige meiner unverantwortlichen Irrtümer und Mißverständnisse ist, der mir bis jetzt zum Bewußtsein kam.

---

den Frevler, der seine Unfehlbarkeit in letzterem Fache anzutasten wagte, als ultima ratio die vernichtende Frage zur Hand: „Sind Sie eigentlich bei Trost?"

Digitized by Google

Da mir nun begreiflicher Weise daran liegt, recht bald über meine übrigen Sünden aufgeklärt zu werden, und ihr Brief doch eigentlich eher Behauptungen als Beweise enthält, so erlaube ich mir, Ihnen den Vorschlag zu machen, daß Sie mir eine möglichst gründliche Abfertigung meiner wurmstichigen Ausführungen für das nächste Heft der Ostdorfer Studien überlassen. Ich werde dieselbe selbstverständlich ohne jede Änderung oder Kürzung zum Abdruck bringen. Auch brauchten Sie sich hinsichtlich der Form durchaus keine Reserve aufzuerlegen: wie weitherzig ich in dieser Hinsicht bin, können Sie vielleicht daraus entnehmen, daß ich mir unter keinen Umständen das Vergnügen versagen werde, Ihren interessanten Brief vom 12. d. M. den Lesern der Ostdorfer Studien zugänglich zu machen.

Autor-Honorar kann ich Ihnen allerdings leider nicht anbieten, da ich mit den Ostdorfer Studien einen finanziellen Erfolg bisher nicht erzielt habe. Aber ich meine, es läge im Interesse der Sache, daß die Kontroverse über derartige Fragen in einem Organ vereinigt wird, anstatt sie in allen möglichen Publikationen zu verzetteln.

In diesem Sinn gebe ich mich der Hoffnung hin, daß Sie meinen Vorschlag in wohlwollende Erwägung ziehen werden, und sehe Ihrer gefl. baldigen Rückantwort mit Vergnügen entgegen.

Hochachtungsvoll

Friedrich Veit.

Hierauf traf am 22. Dezember v. J., zusammen mit dem Manuskript der gleich nachher abzudruckenden „Entgegnung", folgender Brief des Herrn Professor Dr. Haag ein:

Stuttgart, 22. Dez. 1901.

Sehr geehrter Herr!

Ich entspreche hiemit Ihrem Wunsch und überlasse Ihnen die für die „Alemannia" oder „Neuhochdeutschen Mundarten"

Digitized by Google

geschriebene Entgegnung für die „Ostdorfer Studien“. Ich habe sie etwas durchkorrigiert, weil es sich schlecht ausnehmen würde, wenn sie allzu ausfallend wäre gegen den, dessen Gastrecht sie nunmehr genießen soll. Meinen Brief halte ich aus demselben Grunde der Veröffentlichung in ihren Blättern nicht für würdig. Sollte es Ihnen unmöglich sein, auf letztere zu verzichten, so müßten Sie auch meiner veränderten Stimmung Erwähnung thun und des besonderen Grundes, aus dem er über Gebühr heftig geworden ist. Ihre Ausführungen fielen mir in einem Augenblick in die Hände, als ich von Schul- und Privatarbeit überhäuft war; ich sah mich zum Überfluß nun noch vor die Notwendigkeit gestellt, mir die Zeit für eine Erwiederung abzusparen; in einer Sache, bei der für mich gar nichts Neues herauskam, zu arbeiten; um einen moralischen Schaden von meinem Buch abzuwehren, der durch die Länge der Zeit meines Schweigens vielleicht schon zu wirken begonnen hatte. Die Abfertigung war gründlich zu machen, und das brauchte in solchen Materien Zeit; vollends bei mir, der ich seit bald 3 Jahren von meinem Buch Abschied genommen hatte, und mit ganz neuen Dingen befaßt war. In jenem Brief hat der Unmut sich Luft gemacht: ich bedaure es; aber Sie müssen auch zugeben, daß Sie mich auf eine harte Probe gestellt haben. Jetzt nachdem das hoch unangenehme Geschäft des Erwiederns gethan ist, hat sich auch der Unmut entfernt. Ich hege das Vertrauen zu Ihnen, daß es Ihnen gelingen wird, trotz mancher für Sie sicher unangenehmer Sachen, die auf den 7 Blättern stehn, der Fehde ein Ende zu machen, mit dem auch ich noch leidlich einverstanden sein kann. Es wäre mir sehr unwillkommen, wenn ich weiterhin damit zu schaffen haben müßte. Ich hätte die Seiten gerne noch einmal in gedämpfte Tonart umgeschrieben, aber ich habe wirklich keine Zeit mehr dazu.

Also seien Sie so gut und wahren Sie in erster Linie das Interesse der Sache, der wir beide mit einander dienen; Polemik ist Reibung, und Reibung fördert nicht, sondern hemmt. (Sollte es Ihnen nicht möglich sein, ohne Subjek-

Digitized by Google

tivität über diese Schrift hinwegzukommen, so wäre es vielleicht besser, wenn Sie sie nicht abdruckten, sondern nur sachlich verwerteten. Ich müßte mir darüber freilich Ihre vorläufige Mitteilung erbitten; eventl. Zurücksendung des Manuskripts).

Hochachtungsvoll

Dr. Haag.

Die Gerechtigkeit gebot, auch diesen zweiten Brief des Herrn Professor Dr. Haag hier zum Abdruck zu bringen, da sich in demselben der Schreiber von einer vorteilhafteren und liebenswürdigeren Seite zeigt. Die weitere Korrespondenz über die Sache, die sich, in nicht besonders erquicklicher Weise, noch durch mehrere Briefe hinzieht, will ich lieber unveröffentlicht lassen, und jetzt gleich zu Herrn Professor Dr. Haag's Widerlegung meiner wurmstichigen Ausführungen übergehn.

Entgegnung.

Auf S. 53 bis 58 des 2. Hefts seiner Ostdorfer Studien greift Veit meine Darstellung des Verhaltens von mhd. er, or in Ostdorf und Umgebung an. Ich hätte es gerne dem Leser überlassen festzustellen, daß diese Ausführungen voll sind von Mißverständnissen und Irrtümern, wenn mich nicht die Erfahrung lehrte, daß die meisten sich diese Mühe nicht nehmen. Denn dazu gehört eben, was selbst Veit, der ein besonderes Interesse daran hätte, noch nicht gethan hat: ein gründliches Einlesen in mein Buch. Ich gebe zu, daß dazu Zeit gehört. Ich habe darin einen äußerst weitläufigen und vielgestaltigen Stoff auf den kleinsten Umfang gebracht, der ihn noch fassen konnte, eine notwendige Bändigungsarbeit, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen: ein übersichtliches Gesamtbild. Dazu mußte ich mir nach zwei Richtungen Zwang anthun. Ich mußte vor allem die bequeme Breite vermeiden, in der sich so viele mit Behagen ergehen; ich mußte Wiederholungen vermeiden und eine Sache nur einmal und zwar genau an der Stelle sagen, wo sie hingehört. Was sich von selbst verstand, durfte nicht gesagt werden; dies gilt in erster Linie für meine Ansicht über die zeit-

Digitized by Google

liche Aufeinanderfolge solcher Erscheinungen, die mit einander in Verbindung treten; denn diese geht aus der Ordnung des Stoffs, der Schichtung der Verbreitungsgebiete übereinander, unzweideutig hervor. Auf der andern Seite mußte ich aber auch den Stoff selbst beschränken; ich durfte nicht nach allen Mücken schlagen. Manche Einzelformen, die ich in meine Listen aufgenommen hatte, und die ich als vereinzelte Verschleppungen erkannte, die keinerlei Licht auf die Verhältnisse warfen, blieben als Abfälle liegen und kamen nicht in mein Buch. Ich bin mir nun freilich wohl bewußt, nicht nur, daß meine Knappheit des Textes bisweilen bis zur Dunkelheit geht, und daß da und dort eine Aussprache oder ein Hinweis wohl angebracht wäre, sondern auch, daß Mißgriffe in der Beachtung oder Nichtbeachtung von Erscheinungen geringeren Umfangs vorgekommen sein mögen. Das habe ich auch schon in den Vorbemerkungen meines Buchs angedeutet; ich bin aber imstande, eine obere Fehlergrenze anzusetzen. Nur dünnste Linien meiner Karte, solche die Wörtergruppen entsprechen, deren Zahl unter 10 bleibt, und auch als Gruppen nur einen untergeordneten Teil einer großen Erscheinungsgruppe bilden, können an einzelnen Punkten fehlerhaft sein.

Nun zu Veit's Besprechung meiner ër, or-Darstellung. Entgegen der Gerechtigkeit, die er mir sonst wiederfahren läßt, ist diese ein förmliches Zerrbild. Trotzdem ich in eigenen Abschnitten, 12 und 13, die Brechung von ër, or der Weiterentwicklung dieser Laute zu ear, oar aufs unzweideutigste zu Grund gelegt habe, ist er nicht nur voller Zweifel über meine Ansicht („Hiernach könnte es scheinen, als ob Haag annähme"), sondern zeiht meine Darstellung auch einmal kurzerhand des Widerspruchs mit einem sehr unüberlegten „dazwischen hinein".

Ich habe mich vergeblich bemüht, festzustellen, was hier Veit verhindert haben sollte, meine Darstellung zu verstehen. Vielleicht war es die geographische Anordnung des Stoffs, derzufolge ich unter 12 das Gebiet der Brechungslosigkeit, unter 12α das der Brechung nur in der Dehnung, und erst unter 12β das der ursprünglichen, ungedehnt gebliebenen Brechung aufführen durfte, die hier zu der vorigen hinzutritt; nach dem überall durchgeführten Vorrücken aus der Neuerungslosigkeit in die Neuerungsdichtigkeit.

Digitized by Google

Merkwürdig ist, daß die Grundlage seiner Auffassung identisch ist mit der meinigen; und daß ihre einzige sichere Stütze meine Erhebungen sind. Ich habe in diesen ë-Brechungen mit ihrer großen numerischen Bedeutung und auffallenden Vielgestaltigkeit eine terra incognita im Bereich des Schwäbischen aufgedeckt und sichere Grundlinien für die Entstehungsverhältnisse gefunden. Untrügliche Brechung, d. h. ursprüngliche Kurzdiphthongierung, habe ich festgestellt in den hegauischen Vorlenislängen fjadər &, und damit die notwendige Grundlage gewonnen. Die Gegenüberstellung mit den angrenzenden fɛadər &, die wie eine der zahlreichen Wellen sich vor das Stammland der Vorlenisdehnung legten, lieferte den Beweis für das Vorhandensein der Dehnung von ja zu ɛa, und schloß jede Möglichkeit eines Lautwandels ɛɛ zu ɛa aus. Das war so einleuchtend, daß ich aus oben angedeuteten Gründen meine Ansicht als selbstverständlich voraussetzen durfte. Diese untrügliche Brechung und Dehnung sind die beiden zweifellosen Stützen meines Baues. Sie sind es auch für Veit; er hat sie genau so nötig wie ich, und sollte froh sein, daß ich sie ihm verschafft habe. Aber da er sie nicht sieht, kann er mir auch keine Empfangsbescheinigung ausstellen.

Meine rein geographischen Vermerke über die Verbreitungsrichtung einer Erscheinung, die in erster Linie die Karte ergänzen sollen, auf der nur die Grenze, nicht aber das Gebiet bezeichnet ist, und die der historischen Deutung in keiner Weise vorgreifen wollen, faßt er gerade in letzterem Sinne auf und leitet daraus nach Belieben die schönsten Widersprüche ab. Um durch die Linien 4α: herts, 4β: horn, 4γ: faarb, 4ε: aarm südliche Gebiete abstecken zu lassen, habe ich gesagt: „aus Süden Dehnung der offenen Vokale“ und „von Süden her geschieht dieser Dehnung Abbruch“; baare Feststellung von Thatsachen, die auch historisch gedeutet nichts ungewöhnliches haben, denn Lautwandel und Wortverdrängung haben oft genug dieselbe Heimat. Man höre Veit: „daher er sich denn beschwert“, und „solche Disziplinwidrigkeit ist für Haag um so schmerzlicher, als er uns kurz zuvor versichert hat“. Freie Dichtung zum Schmuck eines groben Mißverständnisses. Es sind dies zugleich Proben von dem angenehm überlegenen Ton, der durch diese Seiten geht, und dessen Berechtigung. —

Digitized by Google

Nun auch noch die thatsächlichen Meinungsverschiedenheiten. Die Kurzdiphthonge in jar, war aus ĕr, or faßt Veit als ursprüngliche Brechung auf; ich habe sie als Kürzung aus ɛar, ɔar aufgefaßt. Zur Begründung habe ich das lautliche Zusammenfallen mit den untrüglichen Kürzungsprodukten ja, wa aus ɛa, ɔa (Fortsetzungen von mhd. ai und dessen Umlaut) angeführt. Hier wie überall habe ich mich weiter noch an den Grundsatz von der durchgreifenden Wirkung des Lautwandels gehalten, der bei solchen Entschlüssen der Leitstern sein muß. Die Wortverdrängung kann wohl vor Teilgruppen Halt machen, der Lautwandel nicht. Gibt es einmal eine R-Dehnung mit bestimmten Ursachen, die an einem Ort zur durchgehnden Dehnung führten, so wirkten diese Ursachen am andern Ort, der von ihr angesteckt wurde, ganz genau so. Die Möglichkeit, für die sich Veit entscheidet, habe ich nicht außer Acht gelassen, wie er meint, ich habe mir nur die überflüssige Besprechung erspart. Ich lasse ihm auch gern seine Hypothese, denn eine mathematische Gewißheit gibt es hier nicht; behalte aber die meinige, denn ich habe weitere Pflichten; er sorgt für den Einklang in Ostdorf und Umgebung, und dafür genügt vielleicht seine Ansicht; ich habe für den Einklang auf 60 □ Meilen zu sorgen, und dafür genügt sie mir nicht. Mein graphisches Bild des heutigen Standes der Dinge bleibt überdies von der Entscheidung dieser Frage unbeeinflußt. Nebenbei sei noch erwähnt, daß Veit auch hier seinem Scherzbedürfnis auf Kosten des einfachen Sehens — denn hier handelt es sich nicht einmal um Verstehen und Nachdenken — Luft macht: „Und auf daß das wa nicht allein sei, wird auch dem ja diese Marschroute vorgeschrieben“; denn dicht neben den Beispielen für Kürzung von ɔa stehen solche für ɛa: sjalər, tjand & untrüglich aus sɛalər, tɛand &.

Es wäre ungerecht, wollte ich nicht auch noch den Nutzen erwähnen, den ich aus Veit's Studien ziehen kann. Dieser liegt für mich offenbar nicht in seinen Hypothesen. So muß ich auch seine Aufstellung eines Lautwandels von jar, war zu ɛr, ɔr entschieden verwerfen, mit dem er den Lautstand in Geislingen erklären will, wo ɛr, ɔr in ĕrn, ŏrn durchaus herrscht, und den Nachbarorten, wo ɛr, ɔr vereinzelt auftritt. Ich habe diesen Laut-

Digitized by Google

stand als Wortverdrängung aufgefaßt, und Veit hat nichts beigebracht zur Entkräftung dieser Ansicht. Sein Hinweis auf untrügliches ɔ aus ɔa in weit zerstreuten Einzelformen, wie ɔlf, wɔss, bɔmm, (deren „Existenz mir nicht vollständig entgangen" ist [1]), da sie abgehandelt werden, wo sie hingehören, nämlich unter „8. Kombinatorische Kürzung.") beweist nichts, da das Verbreitungsgebiet ein völlig anderes ist, und das Gegenstück: untrügliches ɛ aus ɛa, durchaus fehlt. Bei meiner Ansicht erhält mich mein schon erwähnter theoretischer Grundsatz: der Lautwandel macht nicht vor Teilgruppen Halt; in Geislingen aber macht ërt, ört eine Ausnahme; sowie mein praktischer Grundsatz: sparsamster Haushalt mit Lautwandeln. Veit braucht für seine Erklärung von ër, or und dem damit sich berührenden ai 4 Lautwandel: Brechung, Dehnung, Kürzung und Streckung (so könnte man seine Monophthongierung des Kurzdiphthongs heißen, als Gegenstück zur Brechung); ich brauche nur 3, da ich die Streckung verwerfe. Dagegen neige ich zu der Vermutung, daß die Geislinger ërn, orn, die alle ihr r eingebüßt und dadurch zu langem n geführt haben, unter „Kürzung vor nn", einen sehr weit verbreiteten aber sehr ungleich auftretenden abgestorbenen Lautwandel zu stellen sein könnten. — Auf der ganzen Linie habe ich, wie gezeigt, Veit's Änderungsversuchen an der von mir durchgeführten Anordnung der Erscheinungskreise nur ein entschiedenes noli tangere zuzurufen gehabt. Anders steht es mit dem von ihm beschafften Stoff. So finde ich bei ihm Andeutungen darüber, daß die Wortverdrängung in ër, or da und dort weiter reicht, als ich habe feststellen können; und es ist möglich, daß diese dünnste Linie, mit der ich ihre unregelmäßigen Produkte abzustecken versuchte, irgendwo eine leichte Verschiebung nötig hätte. In dieser materiellen Kontrole meiner Arbeit liegt für mich die Bedeutung der Ostdorfer Studien, angesichts der Zweifel, die über die Zuverlässigkeit meiner Stoffsammlung ausgesprochen worden sind. Hier kann er mir entweder furchtbar oder ein willkommener Helfer sein. Nun überschreitet aber seine Furchtbarkeit für mich die eingangs erwähnte obere Fehlergrenze nicht; dagegen ist sein bisher veröf-

1) S. oben S. 106. F.B.

Digitized by Google

sentlichter Stoff die vorzüglichste Widerlegung jener Zweifel. Keine einzige der von mir gezogenen Linien, auch die dünnste nicht, ist für Ostdorf unzutreffend; an Einzelwörtern, die in Ostdorf aus den aufgestellten Reihen heraustraten, habe ich bis jetzt noch kaum etwas nennenswertes festgestellt. Dabei liegt Ostdorf am Rand meiner Karte, dem ich ausgesprochenermaßen nicht mehr dieselbe Sorgfalt widmen konnte, wie den inneren Teilen. Wem also daran liegt, sich ein Urteil über das Maß der Zuverlässigkeit zu bilden, das die stoffliche Grundlage meines Buchs besitzt, der kann es aus Veit's Studien thun. Aber er muß dabei auf seine Wörter hören und nicht auf seine Worte. Letztere zeigen wichtige Teile meiner Arbeit in einem seltsamen Licht; was für ein Irrlicht das gelegentlich sein kann, habe ich gezeigt. Hiezu nur noch ein kleines Beispiel, das in Beziehung zu dem ẽr, or-Kapitel steht, auf das ich mich diesmal beschränkt habe. Es gehört zu den termini a quo und ad quem, meist nur Anmerkungen, bei denen er sich aber auch die freieste Bewegung gestattet.

Veit untersucht die auf mhd. ërtnuz zurückgeführte Form eernus auf ihre Fähigkeit hin, die Zeit für den Eintritt der ë-Brechung zu liefern. Er macht dabei folgende Fehler: 1) Er schließt: die hier vorliegende Dehnung muß vor der ë-Brechung eingetreten sein. — Trugschluß. ee geht auf e zurück und hat mit der Brechung gar nichts mehr zu thun. Der einzig mögliche Schluß heißt: vor der Brechung sind einzelne ë zu e übergetreten: ë-Brechung später als ë-Übertritt. 2) Er verwirft die Verallgemeinerung seines Schlusses, mit der Begründung, diese Dehnung gehöre zu den vereinzelten frühzeitigen Dehnungen, die er in špeirə, fərlaorə beobachtet zu haben glaubt, in denen das gewohnte Zeitverhältnis: Dehnung später als Diphthongierung, umgedreht erscheint. Aber wenn wir auch Dehnungsverfrühung in špeirə, fərlaorə gelten lassen, so spricht in eernus gar nichts dafür. 3) Die Form, unter der die Verwerfung des fälschlich aufgestellten Zeitverhältnisses von Brechung und Dehnung erfolgt, „es ist mit alledem nicht viel gewonnen" ist so unbestimmt, daß das Ergebnis der Untersuchung mit der Basis der weiteren Ausführungen ganz unvereinbar scheint. 4) Er hat sich nicht bei Wagner umgesehen, wo für Reutlingen

Digitized by Google

ërd als aid in mehreren Formen belegt ist, und wir thatsächlich eine jener rätselhaften Dehnungsverfrühungen haben. Er hat sich nicht bei mir umgesehen, wo eine Reihe von Beispielen zum e-Übertritt verzeichnet sind. Die Beachtung dieser Erscheinung, die ich deutlich genug herausgestellt habe, hätte ihm vielleicht diese logischen Entgleisungen erspart.

Einstweilen müssen wir den Hauptwert seiner Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Lautgeschichte in dem wertvollen Material suchen, das sie liefern; daß Ostdorf und seine Umgebung, die Veit zu durchstreifen begonnen hat, eine hervorragende Fundgrube hiefür sind, ist nicht zu verkennen; seine endgiltigen Ansichten, die sicher in vielen Stücken ein anderes Aussehen tragen werden als die heutigen, erwarte ich in seinem Buch, das er uns hoffentlich nicht vorenthalten wird, in der Annahme, seine Hefte könnten dafür eintreten.

Dr. Haag.

Damit wäre also der Nachweis meiner unverantwortlichen Irrtümer und Mißverständnisse, meiner ungewöhnlichen Selbstüberhebung erbracht! Nun, ich muß sagen, Herrn Professor Dr. Haag's Donnern und Poltern hatte mir von Anfang an nicht besonders imponiert; aber daß der kreißende Hasenberg ein solches Mäuslein gebären würde, das hatte ich denn doch nicht erwartet.

Haag beginnt seine Ausführungen damit, daß er — nicht ohne einen etwas pharisäisch anmutenden Seitenblick auf „die bequeme Breite . ., in der sich so viele [1]) mit Behagen ergehen" — von seinem Buche rühmt, er habe darin seinen „Stoff auf den kleinsten Umfang gebracht", um „ein übersichtliches Gesamtbild" zu geben; daher finde sich auch jede Erscheinung „nur einmal und zwar genau an der Stelle . ., wo sie hingehört", verzeichnet. Allein ich fürchte, so mancher harmlose Leser, der sich im II. Teil von Haag's Buch — dieser kommt hier vor allem in Betracht — über irgend eine dialektische Eigentümlichkeit zu orientieren wünscht, wird dieselbe mehr als einmal ganz wo anders suchen, als da, wo

1) D. h. Friedrich Veit, Herausgeber der „Ostdorfer Studien".

Digitized by Google

sie nach Herrn Professor Dr. Haag „hingehört". Denn wenn z. B. unter der Überschrift „Spontane Weitung" (Abschnitt 15) nur in 26 Zeilen wirklich von diesem Lautwandel die Rede ist, daneben aber in 11 Zeilen von spontaner Engung gehandelt und in 41 weiteren Zeilen ein toller Mischmasch von nasaler Weitung und Engung serviert wird [1]), so dürfte das höchstens derjenige einleuchtend finden, der etwa noch auf jenem Standpunkt des „Gegensinns" stünde, welchen Karl Abel einst für die Urzeit der Sprache postuliert hat. Auch scheint Herrn Professor Haag seine übergroße Scheu, etwas nicht an der richtigen Stelle oder gar zweimal zu sagen, gelegentlich dahin geführt zu haben, es lieber ganz wegzulassen. So habe ich z. B. die nasale Weitung ĭ, ŭ > ĕ, ŏ, die doch für's Schwäbische gewiß charakteristisch ist und auch ziemlich weit in Haag's Gebiet hineinreicht, in seinem Buche nirgends erwähnt gefunden [2]).

Weiter kommt Haag gleich in der Einleitung seiner „Entgegnung" und nachher noch einmal auf seine Karte zu sprechen, auf die er offenbar — und wahrlich nicht ohne Grund! — besonders stolz ist; triumphierend verkündet er: „Keine einzige der von mir gezogenen Linien . . . ist für Ostdorf unzutreffend." Diese für Haag gewiß ehrenvolle Thatsache kann ich meinerseits nur bestätigen; aber ich darf gleichzeitig doch nicht verschweigen, daß sich dasselbe leider durchaus nicht von allen Orten der Osthälfte seiner Karte sagen läßt (über den westlichen Teil bin ich nicht in der Lage, ein Urteil zu fällen). Vielmehr sind die Fälle dort gar nicht so selten, wo die Resultate meiner Aufnahmen nicht zu Haag's Linien stimmen wollen. Ich möchte hier nur ein paar Beispiele

---

1) Vgl. auch oben S. 93 Anm. 2. Herrn Professor Haag scheint z. B. nie der Gedanke gekommen zu sein, daß schwäbisches gõõs, tẽẽkə, rẽãmə direkt auf mhd. *gǫns, dęnchen, riemen (in letzterem Fall durch Nasal-Weitung) zurückgehn könnte, sondern er läßt, seinem halbalemannischen Heimatdialekt zu lieb, all diese Formen den Umweg über gõõs, tẽẽkə, rẽãmə machen.

2) Selbstverständlich bin ich vollständig darauf gefaßt, daß mir bei nächster Gelegenheit auch diese Erscheinung von Herrn Professor Haag in irgend einem Winkel seines Buches versteckt nachgewiesen wird. Es ist das eine Gefahr, der schwer entgeht, wer sich in dieses Labyrinth hineinwagt.

Digitized by Google

anführen, auf die ich mich im Verlauf der in diesem Heft vorliegenden Untersuchungen hinzuweisen veranlaßt sah: man vergleiche zu Haag's 2 η oben S. 59 Anm. 2; zu 3 β oben S. 30; zu 4 ε oben S. 44 Anm. 3; zu 4 ζ oben S. 82; zu 16 β oben S. 12 Anm. 1; zu 28 α oben S. 96.

Die Abweichungen sind hier allerdings meist nicht sehr bedeutend, aber es gibt auch ein paar Fälle, mit denen es schlimmer zu stehn scheint: ich meine die Linien 4 α und 4 β. Die erstere, zu der oben S. 83 Anm. 1 zu vergleichen ist, bleibt gründlich falsch, mag nun damit östlich 12 β die Grenze zwischen hèarz und hearz, oder aber, was mit Haag's Text ebenfalls vereinbar (vgl. u. S. 127) und mir — bei der sonstigen Unzuverlässigkeit der Karte auf diesem Gebiet — nicht einmal unwahrscheinlich ist[1]), auch hier die Grenze hèarz — hèrz gemeint sein: in welch' letzterem Falle wir konstatieren müßten, daß auch bei Herrn Professor Haag „freie Dichtung" (vgl. oben S. 111) kein Ding der Unmöglichkeit ist. — Was aber 4 β anbelangt, so ist mir völlig unerfindlich, wie Haag sich hier das gar nicht so unbeträchtliche Gebiet mit hò(r)n zwischen Heinstetten und Leibertingen (vgl. oben S. 87 Anm. 1, sowie auch unten S. 125) ganz entgehn lassen konnte. Es muß da bei ihm oder wohl — dem in dieser Gegend meist mangelnden „Ortspunkt" (s. Baarm. S. 140 Z. 4) nach zu schließen — eher bei seinen Gewährsmännern ein Hörfehler mit untergelaufen sein[2]).

1) Ich bin zu einer solchen Vermutung um so eher geneigt, als ich selbst beim Absuchen jener Gegend anfangs in den gleichen Irrtum verfallen bin: man ist angesichts des dort herrschenden èr von vorn herein nicht auf ein diphthongisches ea gefaßt. Erst mein Begleiter, der als geborener Ostdorfer — wegen der zwischen hier und Geislingen durchlaufenden è-ea-Grenze — für diese Dinge ein feineres Gehör besaß, hat mich auf die Sache aufmerksam gemacht, und in der That konstatierte ich auch meinerseits bei schärferem Hinhören, daß auf Heuberg und Hardt meist kearn neben kòrn steht. — Diese kurzen e- und o-Laute richtig aufzufassen, erweist sich namentlich vor r als besonders schwierig: auch Fischer's Karte 3 ist aus eben diesem Grunde weitaus die unzuverlässigste seines ganzen Atlasses.

2) Die Mangelhaftigkeit der „stofflichen Grundlage", die in diesen beiden Linien zum Vorschein kommt, ist für Haag geradezu verhängnisvoll geworden: ihr ist es wohl zuzuschreiben, daß er über die hier in Betracht kommenden Lautverhältnisse im Osten seines Gebiets sich offenbar nie recht klar geworden

Digitized by Google

Und nun höre man Herrn Professor Dr. Haag: „es ist möglich, daß diese dünnste Linie [4 β] . . . . . irgendwo eine leichte[1]) Verschiebung nötig hätte“! Wie sprach 'Amr Ibn Ma'dikarib, der große Lanzenbrecher?

. . . Beim Erzählen
Kann man wohl in Kleinigkeiten fehlen!

Wahrlich, Herr Professor Haag geht beinahe noch über den Helden vom Stamme Madhidsch!

Mit alledem meine ich aber Herrn Professor Dr. Haag noch keineswegs „furchtbar“ geworden zu sein; es wäre denn, daß er den Zusammenbruch des Dogma's von der Infallibilität seiner Karte als einen so „furchtbaren“ Schlag empfände. Im Gegenteil bin ich gewiß der letzte, der wegen solcher Versehen einen Stein auf ihn werfen oder ihm den gebührenden Dank für seine mühevolle Arbeit vorenthalten möchte. Denn ich weiß nur zu gut, mit welchen Schwierigkeiten man bei Dialekt-Aufnahmen zu kämpfen hat, und wie es, ohne unverhältnismäßigen Zeitaufwand, oft nicht möglich ist, über bestimmte Punkte Gewißheit zu erlangen. Aber doch, meine ich, thäte nach dem oben Ausgeführten Herr Professor Dr. Haag vielleicht besser, über sein buntes Osterei künftighin etwas weniger laut zu gackern.

Nun soll also meine Besprechung seiner ër-, or-Darstellung „ein förmliches Zerrbild“ sein. Wenn ich nur wüßte, in wiefern? Daß einem gelegentlich über seine Ansichten Zweifel kommen, darf Haag nicht wunder nehmen, wenn er darauf besteht, alles in seinem zerhackten Orakelstil vorzutragen; aber ein Zweifel ist doch noch keine Verzerrung. — Daß ich ihn aber mit dem „Dazwischen hinein“ eines Widerspruchs geziehen habe, muß ich auf's entschiedenste bestreiten: ich habe dort die einzelnen Stellen zusammengetragen, aus denen sich seine Auffassung der Entwicklung von mhd. bërg > ostd. bjarg ergibt; zu diesem Zweck wird an drittletzter bzw. vorletzter Stelle S. 64 und S. 54 zitiert; zum Schluß wird noch S. 62

ist, und daher bis heute an Auffassungen festhält, die er selbst gewiß längst aufgegeben hätte, wenn er sich der Unrichtigkeit seiner thatsächlichen Voraussetzungen bewußt geworden wäre.

1) Von mir gesperrt.

Digitized by Google

angeführt, und weil 62 zwischen 54 und 64 liegt, ist dieses Zitat mit „Dazwischen hinein" eingeleitet: wo bleibt da der Vorwurf des Widerspruchs, der gerade in diesem „Dazwischen hinein" liegen soll?

Einen Widerspruch sehe ich dagegen allerdings in der ganzen Entwicklungsreihe bërg > bjarg > bearg > bjarg bzw. dorf > dwarf > dœarf > dwarf, zu der sich Haag doch wohl bekennen wird, insofern als ich es, wie schon früher (S. 91 Anm. 2) ausgeführt, widersinnig finde, „daß . . dieselbe Konsonantengruppe . . . zunächst die Dehnung . . . gestattet haben sollte, um dann gleich darauf wider . . Verkürzung . . . herbeizuführen." Daher halte ich Haag's Ansetzung einer gedehnten Zwischenstufe für unser bearg, farb 2c. nach wie vor für verfehlt.

Um seine Hypothese zu retten, versteigt sich Haag in der Hitze des Gefechts zu dem, gelinde gesagt, „sehr unüberlegten" Satz: „Die Wortverdrängung kann wohl vor Teilgruppen [1]) Halt machen, der Lautwandel nicht." Aber hat denn z. B. in den Mundarten des Südwestens die R-Dehnung nicht vor den Teilgruppen ir, ur Halt gemacht? Hat sich in unserem Dialekt die Nasaldehnung nicht einst auf die Teilgruppe n + Spirans beschränkt? Hat nicht nach Herrn Professor Haag sich die Teilgruppe eart, oart der „unechten Kürzung" entzogen? [2]) Ein solcher Lapsus nimmt sich seltsam aus im Munde eines Dialekt-Theoretikers par excellence.

Nur hinsichtlich der Dehnung in ërn, orn bin ich jetzt geneigt, Haag Recht zu geben, aber aus ganz andern Gründen als den von ihm in's Feld geführten [3]): ich habe meine Gesichtspunkte

1) Man könnte sich allerdings fragen, was Haag hier mit diesem Terminus meint. Wären darunter Gruppen von Wörtern zu verstehn, die (s. Baarm. S. 89) aus einer phonetischen Gruppe ausgeschieden sind, ohne daß sie „irgend ein übereinstimmendes Merkmal zeigten, selbst wieder eine kleinere phonetische Gruppe bildeten", so müßte man dem Grundsatze an sich natürlich zustimmen. Aber dann würde er in den Zusammenhang, in dem ihn Haag anführt, absolut nicht hineinpassen; vielmehr spricht alles dafür, daß hier mit den Teilgruppen eben solche „kleinere phonetische Gruppen" gemeint sind, wie z. B. die Gruppe ë, o + r + Labial oder Guttural im Gegensatz zu der größeren Gruppe ë, o + r + Konsonant.

2) Hoffentlich kommt mir Professor Haag nicht mit dem Einwand, daß es sich hier überall um „Wortverdrängung" handle.

3) Allerdings spricht Haag (oben S. 113 auch von „Kürzung vor nn",

in der oben zitierten Anmerkung (Ostd. Stud. III, S. 91 Anm. 2) angedeutet, wozu auch noch l. c. S. 72 f. zu vergleichen ist. Ich nehme also jetzt an, daß die scheinbare Einbuchtung in der Dehnungsgrenze der Gruppen ërn und orn hervorgerufen ist durch die Überflutung der — heute nicht mehr genau festzustellenden — wirklichen Dehnungsgrenze durch einen von Südosten vordringenden [1]) Lautwandel, den man statt „Kürzung der unechten Langdiphthonge" ganz wohl mit Haag einfach „unechte Kürzung" nennen und etwa in folgende Fassung bringen kann: unechter Langdiphthong wird zu unechtem Kurzdiphthong vor Nasal oder l (aber nicht r!) + Konsonant, sowie (bei uns!) vereinzelt [2]) auch vor sonstigen Doppelkonsonanzen (was < wôass < waizz ꝛc.). Die Umrisse des nordwestlichen Gebiets-Vorsprungs der unechten Kürzung vor nn bilden, wie gesagt, zugleich die Grenzen der Einbuchtung in der Südostgrenze nicht sowohl der ërn-, orn-Dehnung als vielmehr des heutigen Gebiets der gedehnten ëa(r)n, ôa(r)n [3]); bei andern Konsonanzen ist die Grenze wider anders: so reicht z. B. vor nn < gn (s. oben S. 72) die Kürzung viel weiter nach Westen, und vor lf (qalf bzw. ölf 11) habe ich die Länge bis jetzt überhaupt nirgends erhalten gefunden [4]).

Vor den übrigen r-Konsonanzen (rk, rg, rb, rpf, rf, rw ꝛc.), bei denen eine regressive Assimilation des r und somit auch die Entstehung einer Kürzung hervorrufenden Doppelkonsonanz nicht

---

aber doch nur bei den -ënn, -ônn, die er ja — freilich sehr mit Unrecht: vgl. unten S. 126 — als „kombinatorische Kürzung" grundsätzlich von der „unechten Kürzung" in -earn, -oarn getrennt wissen will.

1) Man beachte, daß sich dieselbe Verbreitungsrichtung oben (S. 35) auch für die „Nasalverdichtung" ergab.

2) Nach Haag (Baarm. S. 58: 8 ô) wäre oss < aiz weiter südöstlich Lautgesetz.

3) Doch nicht auf der Strecke Buchheim—Hofen: vgl. oben S. 94. — Mit meinem blinden Glauben an die unentwegte Fortschrittlichkeit Balingen's (s. Ostd. Stud. II, S. 56 Anm. 3) bin ich zu Schanden geworden: bal. kôân (keinen), wôas (weiß) neben ostd. koan, was und geisl. kôn, wôs beweist, daß in diesem Fall die Balinger einmal konservativ gewesen sind.

4) Für lg ist bei uns zu beachten der Flurname Hôagăwald < hailgen-walde neben (h)oargle n. Bildchen < hailgelîn.

Digitized by Google

anzunehmen ist, fasse ich also, wie gesagt, den unechten Kurzdiphthong nach wie vor als ursprüngliche Brechung auf. Haag's Hypothese führt hier, auch abgesehen von dem oben (S. 119) hervorgehobenen Widersinn, zu den unwahrscheinlichsten Konsequenzen. Man denke sich: im Nordosten, durch einen breiten Gebietstreifen von der baar-hegauischen Dehnung vor r + Labial oder Guttural getrennt, tritt bei der Teilgruppe [1]) ë, o (nicht a!) + r + Labial oder Guttural ebenfalls Vokaldehnung ein, und zwar ganz genau in den Grenzen, innerhalb deren später die unechte Kürzung gewirkt hat! Denn hätte diese letztere nicht das gesamte Dehnungsgebiet überflutet, so müßten irgendwo am Rande noch Formen wie dòarf ꝛc. erhalten sein: dies ist aber weder bei dem auf Haag's Karte fallenden Teil, noch auch — wie ich auf Grund meiner eigenen Aufnahmen behaupten kann — außerhalb desselben der Fall. Wollte man aber andrerseits annehmen, die unechte Kürzung sei noch über das angebliche Dehnungsgebiet hinaus vorgedrungen, so müßte auffallen, daß gleich jenseits desselben die ungekürzten kèarn, kòarn ꝛc. einsetzen [2]). Mit dieser wohl widerum (vgl. oben S. 116 Anm. 1)

1) Yet Haag says: der Lautwandel macht nicht vor Teilgruppen Halt"; and, sure, he is an unerrable man!

2) Absolut zwingend ist die Schlußfolgerung in letzterem Fall freilich nicht. Denn in den monophthongischen Enklaven (kè(r)n, kò(r)n ꝛc.), die sich, rein geographisch betrachtet, gleichsam als Puffer zwischen earn, oarn einerseits und èarn, òarn andrerseits hineinschieben, könnte immerhin ursprüngliche Kürze in èrb, òrf ꝛc. neben ursprünglicher Dehnung in èrn, òrn ꝛc. stehn. — Auch an das südlich von Haag's Linie 14 auftretende earn ließen sich mancherlei Folgerungen knüpfen. Da wir indes (vgl. oben S. 86 Anm. 1) in diesem Fall nicht einmal sicher sind, ob wir bei Haag eine richtige Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse voraussetzen dürfen, geschweige denn wissen, wie er diese Verhältnisse aufgefaßt wissen will, so glaube ich mir ein Ausspinnen aller denkbaren Konsequenzen ersparen zu können. Daß er die Grenzen der angeblichen nordöstlichen Dehnung vor r + Labial ꝛc. für identisch hält mit denen der unechten Kürzung, gibt ja Haag mit wünschenswertester Deutlichkeit dadurch zu erkennen, daß er als Linie 14 („unechte Kürzung"!) die Grenze dwarff — dorff gibt. Sehr bezeichnend ist übrigens, daß hier ursprünglich dwarff — doarff geschrieben war und dies erst in einem Nachtrag am Schluß des Textes (S. 140) berichtigt wird: dieser anfängliche Irrtum zeugt deutlicher als alles andere von der Verwirrung, in der sich Herrn Professor Haag's Ansichten über diese Verhältnisse befinden müssen.

Digitized by Google

nur seinen heimatlichen Lautverhältnissen zu lieb postulierten Dehnung. zu deren Gunsten sich auch nicht eine einzige thatsächlich vorhandene Form anführen läßt, hat Herr Professor Haag entschieden keinen glücklichen Griff gethan. Und bei dem Versuch, seine Position zu verteidigen, ist er nur tiefer in den Sumpf geraten.

Doch, ich bin abgeschweift, und es ist Zeit, daß ich zur Besprechung meiner unverantwortlichen Irrtümer und Mißverständnisse zurückkehre.

Ich habe mich, wie schon gesagt, meinerseits vergeblich bemüht, festzustellen, wie Herr Professor Haag auf die fixe Idee gekommen ist, ich habe seine ĕr-, or-Darstellung mißverstanden. Es kommt mir vor (doch möchte ich es nicht mit Bestimmtheit behaupten), als meine er, ich schreibe ihm die Aufstellung der Reihe ĕ > ja > ea > ja auch außerhalb der Gruppe ĕr + Konsonant oder etwa auch für den Süden seines Gebiets zu. Dies ist mir natürlich nie eingefallen; meine Ausführungen Ostd. Stud. II, S. 54 beziehen sich vielmehr, wie jeder Unbefangene sofort sieht, lediglich auf die Entwicklung des ĕ vor den mit r anlautenden Konsonanzen in unserer Gegend. Im übrigen weiß ich mich mit Haag einig, nicht nur in der Herleitung der virtuellen Dehnung ĕa aus der virtuellen gebrochenen Kürze ea, sondern auch in der Auffassung unseres ea im allgemeinen (abgesehen von der Stellung vor r + Konsonant) als primärer Kürze, nicht als Kürzung aus ĕa[1]).

1) Nur finde ich, daß Haag's graphische Darstellung der unechten Diphthonge weder den Prinzipien seiner Lautschrift noch auch den thatsächlichen Verhältnissen entspricht. Denn bei den Langdiphthongen sollte unbedingt die Länge des ersten Komponenten zum Ausdruck gebracht, also etwa ɛɛə, ɔɔə geschrieben werden: dann ergibt sich für die Kurzdiphthonge ganz von selbst die Schreibung ɛə, ɔə, wofür beim Überspringen des Tons auf den zweiten Komponenten ja meinetwegen ja, wa eintreten könnte. Soll aber für die verschiedenen Spielarten des Kurzdiphthongs eine einheitliche Schreibart durchgeführt werden, so kann es sich m. E. nur um ɛə, ɔə handeln, da dies nach meinen Erfahrungen die bei weitem häufigere Form ist. Auch bleibt immerhin zu berücksichtigen, daß — wie ich oben S. 78 hervorgehoben habe — ɛɛə, ɔɔə wohl aus ɛə, ɔə, niemals aber aus ja, wa hervorgegangen sein kann, welch' letztere Form eine Entwicklung nach einer andern Seite hin repräsentiert. Man kehre doch lieber vor der eigenen Thür, anstatt immer nur meine Schreibweise der — von mir ja nicht bestrittenen — Inkonsequenz zu zeihen!

Digitized by Google

Wenn nun aber Haag gar von mir eine „Empfangsbescheinigung“ für den Erweis der Richtigkeit jener Herleitung des ea aus ja verlangt, so hört denn doch verschiedenes auf. Bereits im Jahr 1894, in den ersten Wochen, wo ich mich, anstatt mit arabischen Historikern, mit schwäbischen Dialekten zu befassen begann, habe ich Proportionen gebildet wie etwa weadr : fèadr = fadr : hádr, also ea : èa = a : á, oder mit Worten : wie á zu a, so stellt èa zu ea die Dehnstufe dar. Worauf ich natürlich weit entfernt bin, mir etwas einzubilden, da jedem, der halbwegs „bei Trost“ ist (vgl. oben S. 105 Anm. 1), sich derartige Proportionen geradezu aufdrängen. Schon 4 Jahre früher hatte Bopp[1]) — dessen Arbeit ich aber 1894 noch nicht kannte — geschrieben (S. 68): „Mhd. ë erscheint in M. unter Berücksichtigung der Vokaldehnungsgesetze als èa und èa.“ Und noch ganz neuerdings hat die — doch gewiß solide — Firma Bohnenberger & Cie. (Alemannia N. F. II, 251) in ihrem akademisch gespreizten Stile, mit etwas phonetischem Schnickschnack verziert, ungefähr dieselbe Ansicht vorgetragen, ohne sie Haag, dessen „Baarmundarten“ 3 Jahre früher erschienen sind, gutzuschreiben. Und nun soll ich auf einmal nötig haben, „Stützen“ für meinen „Bau“ durch gütige Vermittlung des Herrn Professor Dr. Haag aus dem Hegau zu beziehen! Haag hat, indem er auf das hegauische hadər ꝛc. aufmerksam machte, einer längst, ich darf wohl sagen: allerseits geteilten, hinreichend fundierten Auffassung eine weitere Stütze geliefert, und das ist ja gewiß erwünscht und dankenswert; aber als Pionier in einer terra incognita brauchte er sich deshalb eigentlich doch noch nicht aufzuspielen.

Weiter behauptet Haag, ich habe seine „rein geographischen Vermerke“ historisch aufgefaßt. Nein, hochgelehrtester Herr Professor, ich habe sie durchaus geographisch verstanden; aber ich war bisher immer der Ansicht, die Präposition ‚aus‘ antworte im Deut-

1) Der Herr „Kffm.“, der Bopp im Literarischen Centralblatt nach allen Regeln der Kunst heruntermacht, hätte von diesem doch vielleicht noch manches lernen können. Denn in einem ebenfalls 1890 erschienenen Buche, das den anspruchsvollen Titel „Geschichte der schwäbischen Mundart“ trägt, ist der Unterschied von ea und èa überhaupt noch nicht erwähnt, geschweige denn das historische Verhältnis der beiden Laute klargestellt.

Digitized by Google

schen auf die Frage: woher? Wollte ich das ausdrücken, was Sie mit Ihrer „baaren Feststellung von Thatsachen" angeblich gemeint haben wollen, so würde ich etwa sagen: „im Süden Dehnung ꝛc." und „im Süden geschieht . . . Abbruch". Aber freilich bin ich auch weder Doktor noch Professor, und: „professor supra grammaticos", wird Herr Professor Dr. Haag denken. Doch, im Ernst gesprochen: wenn ich Haag hier wirklich mißverstanden haben sollte, so habe ich dabei jedenfalls die neuhochdeutsche Grammatik auf meiner Seite [1]).

Und wenn mir Haag schließlich auch noch „freie Dichtung zum Schmuck" dieses „groben Mißverständnisses" vorwirft, so zeigt er damit eben nur, daß ihm jeder Sinn, vielleicht nicht für Dichtung, jedenfalls aber für Humor abgeht [2]). Daher es denn auch durchaus begreiflich erscheint, daß ihm mein „Scherzbedürfnis" so sehr mißliebig ist. Übrigens, wenn Herr Professor Haag Wert darauf legt, festgestellt zu sehen, daß er sich über die schreiende Diskrepanz zwischen den Thatsachen und seiner Theorie nicht „beschwert" hat, daß diese ihm nicht „schmerzlich" war, nun, so bin ich mit dem größten Vergnügen bereit, die inkriminierten Ausdrücke zu revozieren. Ich will auch in Zukunft hübsch brav sein, und mir gewiß nicht wider beifallen lassen, eine so hohe Meinung von des Herrn Professors Urteilskraft zu äußern.

Haag kommt dann noch auf meine Streckungs-Hypothese (ea, oa > è, ò) zu sprechen, und meint, ich habe „nichts beigebracht zur Entkräftung" seiner eigenen Ansicht, der zufolge die ènn, òn in Geislingen auf Wortverdrängung beruhen würden; denn

1) Ziehe ich französische Wendungen wie etwa du côté méridional in Betracht, so erwägt mein Gemüt die Frage, ob nicht Herr Professor Haag, nach dessen eigener Angabe (Alem. N. F. II, 243) die Neuphilologen bei der Lautbildung im Deutschen der Gefahr der Beeinflussung durch die von ihnen zu lehrende Fremdsprache ausgesetzt sind, einer derartigen Gefahr bereits auf dem Gebiete der Syntax zum Opfer gefallen sei.

2) Nur auf dem Gebiet des unfreiwilligen Humors stellt Herr Professor Haag gelegentlich seinen Mann. Was er z. B. (oben S. 112) gegen mein „Und auf daß das wa nicht allein sei ꝛc." vorbringt, wirkt in seiner schulmeisterlichen Lederneit — wenigstens auf mich — so unwiderstehlich komisch, daß ich diese Wirkung nicht durch ein Wort der Verteidigung zerstören möchte.

Digitized by Google

mein „Hinweis auf . . . weit zerstreute Einzelformen, wie ɔlf, woss, hɔmm, . . . beweise nichts, da das Verbreitungsgebiet ein völlig anderes" sei. Hier macht sich bei Herrn Professor Haag wider einmal (vgl. oben S. 117 Anm. 2) die Mangelhaftigkeit der „stofflichen Grundlage" bemerkbar. Denn erstens tritt das ènn, ònn bzw. èrn, òrn nicht bloß „vereinzelt" in Geislingen's „Nachbarorten" auf, sondern es findet sich ausnahmslos überall da, wo die Streckungswelle das Gebiet der unechten Kürzung vor nn überflutet hat. Haag hätte dies schon aus S. 56—57 des 2. Hefts meiner „Studien" entnehmen oder wenigstens sich durch das dort Angedeutete zur Vorsicht mahnen lassen können, da er mich ja als „Wörter"-Sammler immerhin gelten lassen will; jetzt mag er Näheres über die Verbreitung der monophthongischen Formen auf S. 86 und 87 des vorliegenden Hefts nachlesen — Zweitens aber finden sich die angeblich „weit zerstreuten Einzelformen" òl(l)f, wòs(s), òn(n), dähòm(m) mit großer Regelmäßigkeit überall da, wo ò(r)n < mhd. orn auftritt[1]). Wenn Haag (Baarm. S. 58) behauptet, ɔnn komme nur „südlich 8 β", ɔmm und khɔmm aber nur „sporadisch auch im Nordosten" vor, so ist das eben einfach falsch[2]). — Auch daß „das Gegenstück: untrügliches ɛ aus ɛa[3]), durchaus fehlt", hätte Haag nicht so frischweg behaupten sollen. Mit einem „untrüglichen" e < ea kann ich ihm jetzt schon dienen: er vergleiche einmal geisl. denšd ‚Dienst' mit ostd. deanšd[4]), und daß wahrscheinlich auch

1) Sie finden sich natürlich auch anderwärts, nämlich da, wo die unechte Kürzung teils vor nn überhaupt nicht eingetreten ist, teils wegen der Erhaltung des r in èarn, òarn nicht eintreten konnte: vgl. dazu oben S. 94. Außerdem zeigt sich namentlich òlf infolge von Wortverdrängung auch am Westrand der oarn-Insel: vgl. Ostd. Stud. II, 57 Anm. 2. Aber all' das berechtigt natürlich noch lange nicht zu der Behauptung, es sei „das Verbreitungsgebiet" hier „ein völlig anderes."

2) Für woss ist l. c. die Grenze richtiger angegeben, aber doch auch noch zu eng.

3) Haag meint wohl eigentlich „ɛ aus ja"; denn eine „Kürzung vor nn", also doch wohl ɛ < ɛa, nimmt er ja (oben S. 113) selbst an; wenn dieselbe auch in Geislingen auf Wortverdrängung beruhte, so müßte sie doch irgendwo lautgesetzlich entstanden sein.

4) Auffallen könnte bei diesem Wort die „Nasalverdichtung" vor Spirans (vgl. oben S. 27); doch handelt es sich hier wohl überhaupt nicht um eine

Digitized by Google

unſer ferndl „Viertel“ (geisl. ebenſo) hierher zu ziehen iſt, habe ich oben S. 93 Anm. 1 auseinandergeſetzt. Weiter aber iſt zehn gegen eins zu wetten, daß innerhalb Haag's 8 ð zu hɔss ‚heiß‘ ein Komparativ hɛssər gebildet wird, welcher dann mindeſtens ebenſo „untrüglich“ ein ɛ < ɛa erweiſt, als etwa die sjalər, die er (oben S. 112) gegen mein „Scherzbedürfnis“ in's Feld führt, ein ja < ɛa beweiſen.

Herr Profeſſor Haag wird bei ſeiner ſchiefen Anſicht erhalten, abgeſehen von der Unzuverläſſigkeit ſeiner ſtofflichen Grundlage, durch zwei Grundſätze, einen theoretiſchen und einen praktiſchen. Was es mit dem theoretiſchen für eine Bewandtnis hat, habe ich oben (S. 119) dargethan; im übrigen hat die Streckung in Geislingen nicht etwa vor der Teilgruppe eart, oart Halt gemacht, ſondern èart, ôart iſt dort aus Gründen, in Betreff deren oben S. 91 Anm. 2 (am Schluß) zu vergleichen iſt, von der unechten Kürzung verſchont geblieben. Herr Profeſſor Haag könnte mir alſo hier folgen, ohne ſeinem vortrefflichen Grundſatz untreu zu werden. — Ebenſo windig [1]) wie mit dieſem ſteht es mit ſeinem praktiſchen Prinzip: ſparſamſter Haushalt mit Lautwandeln. Während man in ſolchen Fällen ſonſt bemüht iſt, möglichſt genau alle Zwiſchenſtufen feſtzuſtellen, bevorzugt Herr Profeſſor Haag hier die großen Sprünge, mittelſt deren man z. B. von ɛa direkt zu ɛ gelangt. Ich möchte ihm ſeine kindliche Freude an dem erſparten Lautwandel nicht rauben, indem ich ihm vorrechne, wie er durch ſein ganz unberechtigtes Auseinanderreißen [2]) von „combinatoriſcher“ und „unechter“ Kürzung ſeinem Prinzip eigentlich untreu wird, und wie ich, indem ich meinerſeits die unechte Kürzung einfach als „kom-

ſolche, ſondern vielmehr, angeſichts des langen Suffixvokals (dionôst), eher um eine ſpäte Synkopierung dieſes letzteren.

1) Es muß freilich unbedingt zugegeben werden, daß dieſer Wind, im Gegenſatz zu dem meinigen (vgl. oben S. 105), von einer wahrhaft kindlichen Harmloſigkeit iſt.

2) Auf dieſe Verzettelung des Zuſammengehörigen iſt es auch zurückzuführen, wenn mir die Erwähnung der Formen ôlf, wôs ꝛc. in Haag's Buch momentan einmal entgangen iſt (vgl. oben S. 113): ein Verſehen, das ich mir unter dieſen Umſtänden nicht einmal gar ſo ſehr übelnehme. Vgl. auch oben S. 73 Anm. 2.

Digitized by Google

binatorische" auffasse, den von ihm gewonnenen Vorsprung wider hereinhole.

Was jeden stutzig machen muß und namentlich auch mich bei meiner Ansicht erhält, ist die schillernde Unklarheit, in die Haag's Angaben über die Entwicklung des ër, or in der östlichen Hälfte seines Gebiets gehüllt sind, und die manchmal geradezu abenteuerlichen Konsequenzen, zu denen man gelangt, wenn man versucht, seine Gedanken zu Ende zu denken. Ich führe nur ein paar Beispiele an.

Schon mehrfach war von der Linie 4 α die Rede, die ich oben (S. 83) als zum mindesten fehlerhaft dargethan habe. Ich gieng dabei davon aus, daß Haag in der durch 4 α und 12 β eingeschlossenen Südostecke seiner Karte die Form hjarts angenommen wissen wolle. Wie aber bereits l. c. angedeutet, könnten seine Angaben von dem, der die thatsächlichen Verhältnisse nicht kennt, auch noch anders aufgefaßt werden. Unter 4 β führt nämlich Haag als weitere Ausnahmen von der R-Dehnung u. a. auch die Formen horn, ornin ꝛc. aus Geislingen an. Da er nun diese Formen ausgesprochenermaßen (s. oben S. 113) als „Kürzung vor nn" erklären möchte, so hält er jedenfalls (vgl. oben S. 125 Anm. 3) eine „combinatorische Kürzung" ɛa > ɛ, ɔa > ɔ für möglich, die der R-Dehnung „Abbruch" thut. Wer bürgt uns nun aber dafür, daß er nicht auch in den unter 4 α angeführten Fällen streng genommen nicht sowohl Ausnahmen von der Dehnung als vielmehr auch solche ausnahmsweise Verkürzungen der früher einmal vorhandenen Länge sieht[1]), mit andern Worten, daß nicht die Linie 4 α auch östlich 12 β die Grenze zwischen herts und hearts darstellen soll? Jedenfalls wäre es, um eine solche Deutung auszuschließen, mehr als „angebracht" gewesen, unter 4 α neben herts auch hjarts anzuführen.

Dieser Fall ist typisch. Denn so oder ähnlich wird es, glaube ich, jedem gehn, der Haag's Darstellung dieser Verhältnisse studieren will. Der nicht Eingeweihte wird mehr als einmal im Un-

1) Da Haag an die „Streckung" nicht glaubt, so müßte ɛa direkt zu ɛ geworden sein. Natürlich hätte dann aber diese sekundäre Kürze nicht nachträglich noch der Brechung verfallen können: eine Modifikation von 4 α durch 12 β wäre dann also ausgeschlossen.

Digitized by Google

klaren sein, teils wie er Haag's Angaben über die thatsächlichen Verhältnisse verstehn soll, teils aber auch, wie Haag diese oder jene unmißverständlich angegebene Form gedeutet wissen will. Und bei dem Eingeweihten werden sich außerdem noch da und dort Zweifel regen, ob es bei Haag mit der „stofflichen Grundlage" überall seine Richtigkeit hat.

Weiter stelle man sich folgendes vor, was freilich erst recht hervortritt, wenn man gegen Nordosten noch über Haag's Gebiet hinausgeht[1]): die am Südrand von Haag's Karte heimische „Kürzung vor nn", die sich durch Wortverdrängung gegen Norden ausbreitet, streckt zunächst eine Art gebogenen Fühler vor, der bis Roßwangen reicht, und hüpft dann, immer an der Grenze zwischen ôa(r)n und oa(r)n entlang, über Geislingen, Rangendingen, Nehren bis Bühl! Nun sage mir einer: wie, d. h. durch welche Verkehrseinflüsse, sollen Formen, die angeblich im badischen Hegau zu Hause sind, dazu kommen, in dieser Weise in der Gegend von Tübingen zu irrlichtelieren? Wem da meine Erklärung nicht einleuchtender scheint, dem ist wirklich nicht zu helfen.

Schließlich noch eine Frage. Wenn, wie auch Haag annimmt, die ja und wa als Kürzen zu fassen sind, wenn ersteres eine spontane Brechung der Kürze ĕ, letzteres eine R-Brechung der Kürze o repräsentiert, die als solche mit irgend einem Dehnungsvorgang absolut nichts zu thun hatten, — wie kommt es dann, daß westlich 12 β diese Brechungen immer nur da eingetreten sind[2]),

1) Nett ist es unter diesen Umständen wenn Haag mir gegenüber auf seine 60 □ Meilen pocht, während ich mich doch schon zweimal (vgl. oben S. 116 Anm. 1, sowie S. 121) veranlaßt sah, gerade ihm sozusagen Kirchturminteressen vorzuwerfen. Herr Professor Haag hätte sich durch die Annahme nichts vergeben, daß ich bei Aufstellung meiner Hypothesen seine Angaben über die 60 □ Meilen — soweit mir nicht eigene Aufnahmen zu Gebot standen — stets in Betracht gezogen habe. Und da meine eigenen Aufzeichnungen auf zwei Seiten nicht ganz unbeträchtlich über sein Gebiet hinausreichen, so ist mein Gesichtsfeld, gerade, weil ich mich auf seine Schultern stellen kann, naturgemäß ein weiteres als das seinige.

2) Haag hat sich zwar (oben S. 110) über meine Zweifel in Betreff seiner Ansicht beschwert; da er aber nirgends sagt, daß meine an der inkriminierten Stelle (Ostd. Stud. II, 54 Anm. 1) schließlich geäußerte Vermutung irrig sei, so werde ich damit doch wohl das Richtige getroffen haben.

Digitized by Google

wo sie den „Keim“ zu einem ea, oo abgeben konnten, das sich unter dem Einfluß eines später zur Geltung kommenden Dehnungsprinzips entwickelt hat? Wenn zugestandenermaßen auch westlich 12 β die Kürzen ërn, orn zunächst zu dem quantitativ gleichwertigen jarn, warn gebrochen wurden, welcher vernünftige Grund läßt sich dann anführen dafür, daß nicht auch z. B. ërb, orb ebenda der Brechung zu jarb, warb unterlagen? Ich denke: keiner [1]). Sofern Haag hier nicht ein ähnliches Walten der Vorsehung annehmen will, wie etwa dasjenige, das östlich 12 β nach seiner Ansicht die Dehnung in den Gruppen ërb, orb ꝛc. nur eintreten ließ, damit später das Wirken der unechten Kürzung daran offenbar würde (vgl. oben S. 121), wird er entweder seine ja, wa doch in irgend eine nähere Beziehung zur Dehnung setzen, sie also etwa als eine Art Halblängen auffassen müssen, oder aber, er wird sich schließlich malgré lui noch zur Anerkennung der „Streckung“ gezwungen sehen.

Zu guter Letzt, um mich vollends ganz tot zu machen, rückt mir Herr Professor Haag auch noch mit der Logik auf den Leib, mit der es bei mir, nach seiner Ansicht, besonders schlecht bestellt ist; denn er meint ja (s. oben S. 105), der „Wunsch, es besser zu machen“, sei bei mir „weit stärker gewesen“, als die Logik. Nun, jenen Wunsch, ich gestehe es, habe ich allerdings gehegt; aber ich fürchte, die Art, wie Herr Professor Haag das fragliche Thema behandelt hat, läßt denselben nur allzu begreiflich erscheinen. Und was die Logik anbetrifft, so habe ich mich allerdings als Pennäler über die tötliche Langeweile der Logik-Stunde, wie die meisten meiner Schicksalsgefährten, durch Allotria hinwegzutäuschen gesucht [2]);

1) Besonders interessant wäre mir, zu erfahren, wie Haag sich in diesem Fall mit seinem mehrfach erwähnten Grundsatz vom Lautwandel und den Teilgruppen (s. o. S. 119) abfindet. Wollte er mir etwa entgegenhalten, daß ja ich hier mit diesem Grundsatz arbeite, so wäre darauf vor allem zu erwidern, daß es wohl unter Umständen für die Dehnung, niemals aber für die Brechung von Belang sein kann, ob der auf das r folgende weitere Konsonant ein homorganer ist oder nicht. Außerdem habe ich meine „Streckungs“-Hypothese natürlich nicht — oder jedenfalls nicht ausschließlich — auf die oben im Text vorgetragenen Erwägungen basiert.

2) Wir thaten dies, trotzdem uns der Herr Professor durch die fürchterliche Drohung zu schrecken suchte, daß beim bevorstehnden Abiturienten-Examen

Digitized by Google

im späteren Leben aber habe ich öfter die Erfahrung gemacht, daß diejenigen, welche die Logik am meisten im Munde führen, sie in praxi am häufigsten vermissen lassen. In einer ähnlichen Lage scheint sich auch Herr Professor Dr. Haag zu befinden.

In dem greulichen Schulmeistertone, der ihm wohl von den Aufsatz-Zensuren seiner Friedrich-Eugens-Realschüler her geläufig ist, streicht er mir allein in der ersten Hälfte einer Anmerkung (Ostd. Stud. II, 55 Anm. 1) nicht weniger als vier Schnitzer an, welche ich nun der Reihe nach durchgehn will.

Der Sachverhalt ist kurz folgender: Herr Professor Haag ist — wie schon viele vor ihm — auf die vereinzelten Fälle aufmerksam geworden, wo einem germanischen e in der heutigen Sprache, die germ. e und e < germ. a sonst auseinander hält, der Vertreter des althochdeutschen primären Umlauts-e gegenübersteht. Er hat diese Erscheinung im I. Teil seiner Baarmundarten (S. 24) erwähnt und sie auch im II. Teil (S. 61) noch einmal flüchtig gestreift. Er hat darin, der herrschenden Mode entsprechend, einen Lautwandel „ë > e" gesehen, und hat diese Mißgeburt, mit dem ihm eigenen Talent für Namenschöpfung [1]), als „e-Übertritt" bezeichnet. Schon Haag's Vorgänger haben sich bemüht, die Ursache des fraglichen Lautwandels ausfindig zu machen, und haben dieselbe bald in einem unmittelbar folgenden s, bald in einem in der folgenden Silbe vorkommenden i vermutet. Unser großer Nomenclator aber glaubt, weil das Kind ja jetzt einen Namen hat, sich um dessen Existenzbedingungen nicht weiter kümmern zu sollen, und nimmt auch in der Form eernus kurzweg e-Übertritt an, obgleich hier weder ein s noch ein i um den Weg ist.

„schon das einzige „ungenügend" in der Logik hinreichend sei, um einen Durchfall herbeizuführen." Wie wir bösen Buben dieses λόγιον auf das medizinische Gebiet übertrugen, und welcherlei Witze wir daran knüpften, brauche ich wohl nicht des Näheren auszuführen.

1) Erfinder von Zahnwässern, Insektenpulvern und Haarwuchspomaden, die etwa, bei der starken Konkurrenz in diesen Artikeln, um einen neuen Namen für ihre Produkte verlegen sind, sollten nicht unterlassen, sich dieserhalb an Herrn Professor Haag zu wenden, der gewiß immer wider etwas passendes finden wird.

Digitized by Google

Ich meinerseits dagegen trage schon seit Jahren von der Entwicklung unserer e-Laute diejenige Auffassung mit mir herum, welche im vorliegenden Heft S. 17 Anm. 1 angedeutet ist [1]). In diese Theorie fügt sich unser érnus anstandslos ein, und von diesem Gesichtspunkt aus ist im allgemeinen auch schon die von Haag so hart getadelte Anmerkung im 2. Heft meiner „Studien" geschrieben, wenn ich auch damals die „Frühdehnung" noch nicht mit Bestimmtheit in die ahd. Zeit hinaufzuschieben wagte. Wenn aber meine Prämissen ganz andere sind, als die Ihrigen, so braucht deshalb, o verehrtester Logiker, mein Syllogismus noch lange kein Trugschluß zu sein!

Zum zweiten meint Herr Professor Haag, in eernus spreche „gar nichts dafür", daß eine Frühdehnung vorliege. Nun, wir wollen einmal sehen. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß jedenfalls auch nichts dagegen spricht: denn, wie ich schon da und dort in den bisher erschienenen Heften der Ostdorfer Studien hervorgehoben habe, erscheint bei uns mhd. ër regelmäßig als ér. Dann aber scheint mir das jenseits der aer-Grenze einsetzende aerd- (vgl. oben S. 22 f.) so deutlich auf Frühdehnung auch in unserem érnus hinzuweisen, daß für mich schon allein dadurch jeder Zweifel ausgeschlossen wäre.

Hiemit wären wir bei Herrn Professor Haag's logischer Glanzleistung angelangt, womit er allem, was er sonst in seiner Entgegnung fertig gebracht hat, die Krone aufsetzt. Man höre und staune! Herr Professor Dr. Haag tadelt mich sub 2), daß ich bei eernus Frühdehnung angenommen habe, denn es spreche ja „gar nichts dafür"; sub 4) aber werde ich gescholten, weil ich mich „nicht bei Wagner umgesehen, wo für Reutlingen ërd als aid in mehreren Formen belegt ist, und wir thatsächlich eine jener rätselhaften Dehnungsverfrühungen haben." Entweder ist also Herr Professor Haag der Ansicht, daß die Frühdehnung in Reutlingen nicht auch für Frühdehnung in Ostdorf spreche: nun, dann gra-

1) Ich bin darauf namentlich auch durch den angeblichen ë-Umlaut oder e-Übertritt hingeführt worden. Wenn ich, wie sich Herr Professor Haag einzubilden scheint, auf solche Sachen erst von ihm aufmerksam gemacht werden müßte, dann wäre es allerdings schlimm um mich bestellt.

Digitized by Google

tuliere ich ihm zu seinen sprachwissenschaftlichen Prinzipien. Oder aber, er tadelt mich erst, daß ich eine unwahrscheinliche Hypothese aufgestellt habe, und wirft mir gleich darauf vor, daß ich etwas übersehen, was gerade geeignet ist, eben diese Hypothese als wahrscheinlich zu erweisen. Wo bleibt da die Logik?

Übrigens will ich Herrn Professor Haag verraten, daß ich, als ich die mehrfach erwähnte Anmerkung schrieb, mich nicht nur bei Wagner (und Bopp!), sondern auch bereits in einer ganzen Reihe von Orten jenseits der aer-Grenze umgesehen hatte, die eines der Komposita mit aerd- aufweisen. Aber ich hielt einen Hinweis darauf an jener Stelle nicht für geboten, da mir die Frühdehnung in diesem Fall auch ohne einen solchen für erwiesen galt. Herr Professor Haag thäte entschieden besser, nicht über meine „bequeme Breite" zu witzeln, wenn das gelegentliche Unterlassen eines Hinweises bei ihm gleich solche „logische Entgleisungen" zur Folge hat.

Was mit dem Schnitzer 3) gemeint sei, ist mir — ich gestehe es — bis heute nicht recht klar geworden; denn ich bin mir nicht bewußt, jenen anmerkungsweise besprochenen terminus a quo irgendwo im 2. Heft als „Basis" für „weitere Untersuchungen" benützt zu haben [1]). Es mag das an meiner schwachen Logik liegen; indes, wenn so etwas nur einer Retourchaise nicht so verzweifelt ähnlich sähe, so würde ich lieber sagen, ich habe den Eindruck, es sei hier — wie übrigens bei dem ganzen Angriff auf den unschuldigen

1) Übrigens habe ich das angeblich „fälschlich aufgestellte Zeitverhältnis von Brechung und Dehnung" (d. h. Brechung jünger als Dehnung) keineswegs, wie Herr Professor Haag zu meinen scheint, nachträglich verworfen, sondern ich habe nur darauf hingewiesen, daß man unter der „Dehnung" hier nicht die gewöhnliche „Lenisinlautdehnung", sondern die (natürlich ebenfalls von Herrn Professor Haag so getaufte) „Frühdehnung" zu verstehn habe. — Dagegen habe ich allerdings l. c. den Fehler begangen, die „spontane Weitung" e > ë und die „spontane Brechung" ë > ea, nicht auseinander zu halten. [Mit ë bezeichne ich die für's Spätahd. und Mhd. vorauszusetzende Zwischenstufe zwischen dem (im Frühahd. für sämtliche e vorauszusetzenden) geschlossenen e-Laut und dem heutigen ea, also wohl einen offenen e-Laut, etwa wie unser ä.] Denn die Frühdehnung ist, genau genommen, terminus a quo nicht sowohl für die Brechung ë > ea, als vielmehr schon für die spätahd. Differenzierung von e und ë; vgl. im vorliegenden Heft S. 17 Anm. 1. Doch hat Haag das schwerlich gemeint.

Digitized by Google

terminus a quo — der Wunsch, mir eins anzuhängen, bei Herrn Professor Haag stärker gewesen als seine doch gewiß starke Logik.

Ich fasse zusammen.

Meine unverantwortlichen Irrtümer und Mißverständnisse bestehn, nach dem soeben Ausgeführten, lediglich[1]) darin, daß ich

1) gesagt habe, die Existenz der Formen ôlf, wôs ꝛc. scheine[2]) Herrn Professor Haag entgangen zu sein, während dieselben in der That in seinem Buche verzeichnet sind — ein Irrtum, den ich Herrn Professor Haag gegenüber revoziert habe, ehe er mich ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht hatte[3]) und über den im übrigen oben S. 126 Anm. 2 das Nötige bemerkt ist; und daß ich

2) Haag nicht geglaubt habe, daß unser gearn, hoarn ꝛc. auf sekundärer Kürzung beruht, weil ich die von ihm angenommenen Reihen wie horn > hwarn > hoarn > hwarn damals, wie heute noch, für widersinnig hielt und auf die inzwischen, soweit ich sehe, von mir zuerst aufgestellte Reihe horn > hwarn > hoarn > hoann > hwann (> hwarn) damals noch nicht aufmerksam geworden war.

Im übrigen kann ich Herrn Professor Haag, in dankender Erwiderung seines noli tangere, nur ein ebenso entschiedenes si tacuisses zurufen. Und ähnlich steht es mit meinen angeblichen logischen Entgleisungen, die sich auch vielmehr als solche meines Herrn Kritikers herausgestellt haben.

Was aber schließlich meine „ungewöhnliche Selbstüberhebung" anbelangt, so besteht diese wohl darin, daß ich, Friedrich Veit, sine honore et titulo, es gewagt habe, anderer Ansicht zu sein als

1) Sollte Herr Professor Haag mir im Ernst als weiteren Fehler vorwerfen wollen, ich habe behauptet, daß ꝛc. für sämtliche ja unserer Mundart die Entwicklungsreihe ê > ja > ea > ja aufstelle, so liegt hier (wie schon oben S. 122 gesagt) das Mißverständnis durchaus auf seiner Seite. Ich hätte ja vielleicht Ostd. Stud. II, 54 Z. 8 statt wa und ja lieber war und jar schreiben sollen; aber daß dies letztere dort gemeint ist, darüber wird wohl kein Unbefangener im Zweifel sein: das ergibt sich aus dem ganzen Zusammenhang. Schlimmstenfalls könnte man mir hier also eine mißverständliche Ausdrucksweise, unter keinen Umständen aber ein Mißverständnis vorwerfen.

2) Von mir erst nachträglich gesperrt.

3) S. oben S. 106.

Digitized by Google

Herr Dr. phil. Karl Haag, Professor auf der so-und-sovielten Rangstufe an der so-und-sovielten Klasse der Friedrich-Eugens-Realschule zu Stuttgart [1]): fürwahr, ein schwer Vergehn in einem Lande, wo nur der Beamte „etwas", der Nicht-Beamte dagegen überhaupt „nichts" ist; wo jener immer Recht, dieser mit seinem beschränkten Unterthanenverstande immer Unrecht zu haben pflegt; wo selbst der armseligste Schreiber sich noch erhaben dünkt über jeden, der ihm nicht durch irgend einen — wenn auch noch so billigen — Titel zu imponieren weiß.

Dagegen nenne ich es eine — nur leider bei uns zu Lande gar nicht ungewöhnliche — Selbstüberhebung, wenn Herr Professor Haag, ganz im Sinn und Stil des Professor Bohnenberger, mich gerade noch für gut genug hält, als Kärrner „Wörter" für ein paar akademische Zaunkönige herbeizuschleppen, damit diese sie in die Gebäude ihrer Theorien einfügen können — Gebäude, die in der Regel schon darum wacklig und windschief sind, weil das zum Baue verwendete Material in der Hauptsache aus den Schreibstuben und Mönchszellen des Mittelalters stammt.

Doch, ich will nicht mit diesem bitteren Tone abschließen, sondern will jetzt die Mahnung beherzigen, die Haag am Schlusse seines zweiten Briefs (s. o. S. 108) an mich gerichtet hat. Wenn er aber dort sagt: „Reibung fördert nicht, sondern hemmt", so möchte ich dem gegenüber darauf hinweisen, daß ohne Reibung zwar die Räder an einem Wagen immerfort herumschnurren würden, der Wagen selbst aber keinen Schritt vorwärts käme. Mich hat — es freut mich das sagen zu können — die Polemik mit Haag ganz entschieden gefördert; denn sie hat mich veranlaßt, meine Theorie von neuem durchzudenken, so daß ich einerseits auf die Mängel und

1) Leider kann ich nicht sagen, ob Herr Professor Dr. Haag etwa auch Hauptmann der Reserve oder gar Ritter hoher Orden ist: das würde den Abstand eventuell noch vergrößern. — Überhaupt wundere ich mich, daß die „Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten", die sich doch sonst so eingehnd um Titel und Lebensstellung ihrer Mitarbeiter kümmert, ihr Augenmerk nicht auch auf jene beiden sehr wesentlichen Punkte gerichtet hat. Bei den Germanisten würde sie damit gewiß auf Gegenliebe stoßen: Kenner schwäbischer Verhältnisse werden wissen, wie ein früherer Tübinger Ordinarius für Germanistik bei den Studenten zu dem Beinamen Eques gekommen ist.

Digitized by Google

Schwächen derselben aufmerksam ward, andererseits aber auch die Stärke mancher Position erst recht erkannt habe.

Herr Professor Haag hat mir auf ein paar harmlos gemeinte, wenn auch vielleicht etwas spitze, Bemerkungen — ich darf wohl sagen: grob geantwortet. Ich aber habe, was mir nicht übel genommen werden kann, meine Zurückweisung dieser Abkanzelung im Vorstehnden ungefähr auf dieselbe Tonart abgestimmt. Nunmehr würde ich mich aufrichtig freuen, Haag über diese Differenzen hinüber die Hand reichen zu dürfen, als dem Manne, der sich — wie sehr er auch immer in manchen Punkten geirrt haben möge — um die schwäbische Dialektforschung, nächst Fischer, wohl die meisten und größten Verdienste erworben hat. Sollte indes Herr Professor Haag auf meine Duplik noch einmal eine Entgegnung für nötig halten — wozu ihm selbstverständlich das vierte Heft der „Ostdorfer Studien" zur Verfügung steht —, sollte er noch einmal ein Tänzchen nach Art des im vorliegenden Hefte aufgeführten wagen wollen, nun, dann

Soll er's nur sagen:
Ich spiel' ihm auf.

4. Flurnamen.

I.

Unsere beiden Flurnamen en- (bzw. ous-) Él und Eläbearg (erster ganz nahe beim Ort, beim heutigen Kirchhof, letzterer auf der entgegengesetzten Seite des Dorfs, an der Straße nach Geislingen, zu suchen) haben mir schon manchmal zu denken gegeben. Ich möchte aber heute noch keine Erklärung wagen, sondern nur, ehe mir die alten Urkunden unzugänglich werden, darauf hinweisen, daß im Taufbuch der Pfarrei unter dem 9. Februar 1592 ein „Conrat Götz, Ellenbuoben sohn", als Vater eines unehlichen Kindes erscheint. Daß dieser Eläbuo zu einem der oben genannten Flurnamen (oder auch zu beiden) in irgend einer Beziehung stand, scheint mir sicher; weniger klar ist mir, welcher Art diese Beziehung ist. Als ein Fingerzeig mag dienen, daß es heutzutage in Ostdorf

Digitized by Google

z B. einen Gérnbuo gibt, der so heißt, weil sein Vaterhaus auf dem Gérn (vgl. oben S. 72 Anm. 4) stand. Damit für jetzt genug.

II.

In den „Blättern des Schwäbischen Albvereins" X, 75 habe ich den Flurnamen leglšbax besprochen; es ist dort allerdings mißverständlich Jaglšbax gedruckt, doch ist ein paar Zeilen nachher von „altostdorfischem iagl" die Rede und gesagt, daß es sich hier um „ahd. ia < idg. ē" handle. Für den aufmerksamen Leser kann es unter diesen Umständen keinem Zweifel unterliegen, daß hier nicht konsonantisches i bzw. der steigende Diphthong ęa vorliegt, sondern vielmehr der fallende Diphthong ie (von mir damals noch ia geschrieben) < ahd. ia, der streng phonetisch eigentlich iiə zu transskribieren wäre [1]).

Nun ist unlängst in der Alemannia (N. F. II, 248 ff.) eine Abhandlung erschienen unter dem Titel: „Die kurzen Vokale des Mittelhochdeutschen in der Mundart von Bodelshausen. Von Adolf Eberhardt. Mit Beiträgen von K. Bohnenberger." Diese „Beiträge" sind indes im Verlaufe der Arbeit nirgends als solche gekennzeichnet, so daß man im einzelnen nie wissen kann, ob jetzt gerade Eberhardt oder vielmehr sein Lehrer Bohnenberger redet; da somit zwischen den beiden Herrn geistige Gütergemeinschaft zu herrschen scheint, so darf man sie füglich als Sozien einer wissenschaftlichen Firma betrachten und, sowie ich es im vorliegenden Hefte schon widerholt gethan habe, der Kürze halber einfach als Bohnenberger & Cie. zitieren. Man wird dies um so eher dürfen, als allem Anschein nach Herr Bohnenberger in Herrn Eberhardt das gefunden hat, was er seinerzeit (vgl. Ostd. Stud. II, 52 Anm. 1) in mir vergeblich suchte: nämlich einen Kenner einer Spezialmundart, der sich seine Arbeiten über dieselbe von ihm revidieren läßt. Daher kann man auch etwaige Fehler, selbst wenn sie ursprünglich von Herrn Eberhardt verbrochen sein sollten, ruhig auf das Conto des Professor Bohnenberger setzen, der sie ihm hat stehn lassen.

1) Vgl. Ostd. Stud. I, S. 10 sub 5; ferner oben S. 122 Anm. 1.

Digitized by Google

Diese rühmlichst bekannte Firma also läßt sich (l. c. S. 252) folgendermaßen vernehmen: „ferner jagl aus ęgel in Ostdorf bei Balingen. S. Blätter d. schwäb. Albvereins 1898, S. 75." Mein Name ist wohl aus Schonung nicht genannt: ich kann mir lebhaft das mitleidig überlegene Lächeln vorstellen, das Herr Bohnenberger für meinen Versuch übrig hatte, hier einen urgermanischen Ablaut festzustellen. Er hat nämlich offenbar geglaubt, es sei mit dem Ja hier der Laut gemeint, den ich sonst durch ęa bezeichne, Haag allerdings durch ja umschreibt; er hat also geglaubt, mir zutrauen zu dürfen, daß ich die Laute meiner Mundart nicht richtig in die entsprechenden althochdeutschen umzusetzen verstünde. Nein, mein schneidiger Herr Revisor, die Thatsachen sind diesmal anderer Meinung als Sie: unser Flurname lautet (nach Haag'scher Transskription) iiəglsbax und ich halte, was ich in jener meiner Erstlingsarbeit darüber gesagt, auch heute noch in vollem Umfange aufrecht!

Freilich, sorgfältiges Lesen scheint ja überhaupt nicht Sache der verehrlichen Firma zu sein: man vgl. oben S. 85 Anm. 3, und wohl auch S. 54 Anm. 1, an welch' letzterer Stelle — wie mir nachträglich immer wahrscheinlicher wird — des Rätsels Lösung wohl darin zu suchen ist, daß das héml-laχ bei Bopp (S. 31) in hèmələ verlesen wurde [1]).

Fürwahr! An der Universität zu Tübingen ist man doch weiter voran als einst am Hof der Lachmiden zu Hira; und Bohnenberger und Eberhardt gehn doch noch über Mutalammes und Tarafa, die zwei berühmten Poeten, die weder lesen noch schreiben konnten: denn von dem trefflichen Tübinger Paare werden vielleicht die Dichter einst singen und sagen:

Lesen konnten sie beide nicht,
Lesen nicht — aber schreiben!

1) Natürlich ist hier in dem volkstümlichen Kompositum die echt mundartliche Länge bewahrt, während ungedehntes einfaches heml als Buchwort zu betrachten ist.

Digitized by Google

9414

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google